



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Zwischen Metropole und Provinz.  
Zum Großstadtdiskurs in der österreichischen Literatur  
um 1900. Dargestellt an „Victoria“ von Minna Kautsky  
und „Erdsegen“ von Peter Rosegger.“

verfasst von / submitted by

Klaus Berger-Schwab

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 190 423 333

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Chemie UF Deutsch

Betreut von / Supervisor:

Mag.a Dr. Alexandra Millner



## **Inhaltsverzeichnis:**

1. Einleitung.....	5
2. Kulturwissenschaftlicher Teil.....	10
2.1. Großstadtdiskurs um 1900.....	10
2.1.1. Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft.....	11
2.1.3. Durkheims Teilung der sozialen Arbeit.....	14
2.1.4. Simmels Geistesleben.....	18
2.1.5. Wiener Moderne.....	22
2.2. Der Großstadtroman.....	24
2.2.1. Stadtbilder – Stifters Wien.....	24
2.2.2. Großstadtromane der Moderne.....	30
2.3. Katalog Stadt – Land.....	36
2.4. Konzept der Transdifferenz.....	38
3. Textanalytischer Teil.....	41
3.1. Überblick über Korpus.....	41
3.1.1. Minna Kautskys Victoria [1889].....	41
3.1.2. Peter Roseggers Erdsegen [1901].....	45
3.2. Literarische Darstellung der Lebensaspekte in Metropole und Provinz.....	49
3.2.1. Wirtschaft.....	49
3.2.2. Gesellschaft.....	61
3.2.3. Religion.....	76
3.2.4. Kunst und Kultur.....	77
3.3. Charakterentwicklung – in der Natur sich selbst finden.....	82
3.3.1. Riehl.....	82
3.3.2. Franzel und Oswaldt / Trautendorffer.....	83
3.3.3. Mili und Paul.....	90
3.5. Erweiterter Merkmalkatalog.....	91
4. Zusammenfassung.....	96
5. Literaturverzeichnis.....	99
5.1. Primärliteratur.....	99
5.2. Sekundärliteratur.....	99
Abstract.....	105
Abstract.....	106



# 1. Einleitung

Das Thema „Metropole und Provinz“ wurde aus dem Antrieb heraus gewählt, die im Alltag noch immer herrschenden Vorurteile gegenüber den beiden Standorten zu hinterfragen. Ein biographischer Hintergrund als Pendler verstärkte das Interesse an diesem Themenbereich dementsprechend. Der gewählte Ort und die Zeit, das multiethnische Habsburgerreich Österreich-Ungarn, sowie die Jahre 1867 bis 1918, stellen eine Zone des Übergangs dar, in der Ordnungen hinterfragt werden bzw. aufbrechen (Agrarökonomie vs. Industrialisierung, Aufbruch der Geschlechterrollen, Imperialismus vs. Nationalismus etc.). Einige dieser Fragen sind bis heute aktuell bzw. ungeklärt, die damals begonnenen Diskurse nicht annähernd abgeschlossen. Stichworte wie „Bauernsterben“, „Integration“ und „Genderfrage“ sind heute noch in den Schlagzeilen zu finden. Aus diesen beiden spannenden Feldern ergab sich somit das Forschungsinteresse für die vorliegende Arbeit zu „Zwischen Metropole und Provinz. Zum Großstadtdiskurs in der österreichischen Literatur um 1900.“ Folgende Leitfragen wurden anschließend formuliert:

- Welche Standpunkte zum Großstadtdiskurs gibt es um 1900?
- Wie wird das Leben in der Metropole bzw. der Provinz in der damaligen Literatur dargestellt? Entspricht die Darstellung des Landlebens dem Mythos der Idylle? Das Stadtleben dem Bild, das mit dem Fin de Siècle assoziiert wird? Anders formuliert: Spiegelt der Großstadtdiskurs um 1900 das in der Literatur festgehaltene Alltagsleben?
- Wie werden die Charaktere an den jeweiligen Standorten gezeichnet? Werden damit Klischees be- oder entkräftet?
- Welche Rolle kommt der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Religion, der Kunst und Kultur an den jeweiligen Standorten zu? Existiert in einem oder mehreren dieser Bereiche tatsächlich eine scharfe Trennlinie zwischen Metropole und Provinz?

Um Antworten auf diese Fragestellungen zu finden, wurden literarische Beiträge gesucht, welche die beiden Bereiche Metropole und Provinz möglichst kontrastiv zeigten, somit schieden „reine“ Dorfgeschichten ebenso wie „reine“ Großstadttromane aus. Der Roman *Victoria* von Minna Kautsky stellt mit seinem Panorama an Schauplätzen von Waldeinsamkeit bis Wien und seiner Fülle an Charakteren einen

Überblick über viele Lebensbereiche dar. Komplementär dazu wurde Peter Roseggers Roman *Erdsegen* gewählt, der sich zwar auf weniger Charaktere beschränkt, aber die Leerstellen, die bei der Lektüre von Kautsky entstehen, ausgezeichnet auszufüllen vermag. Während Kautsky als Frau der Arbeiterbewegung mit einer progressiven Ideologie verbunden ist, stellt der männliche, von Bauern abstammende Rosegger den konservativen Gegenpol dar. Gerade die Gegensätze zwischen den beiden Romanen bzw. deren AutorInnen schienen ergiebig für eine Analyse.

Bei der Selektion der soziologischen Theoriewerke zum Großstadtdiskurs wurde darauf geachtet, besonders einflussreiche Standardwerke aus jener Zeit zu verwenden. Die Wahl fiel aus diesem Grund auf die Studien von Tönnies, Durkheim und Simmel<sup>1</sup>.

### **Aktueller Forschungsstand:**

Der Themenkomplex um Metropole und Provinz ist seit seinen Anfängen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aktuell geblieben. Aktuelle Forschungsansätze in der Stadtsoziologie beinhalten etwa den „Eigenlogik-Ansatz“, wobei die spezifischen Eigenschaften einer Metropole untersucht werden und mittels Städtevergleich Relationen zwischen Städten gezogen werden.<sup>2</sup> Ein entgegengesetzter Ansatz, der für eine Reflexion der gegenseitigen Konstitution von Stadt, Raum und den aktuellen wie historischen sozialen Verhältnissen plädiert, firmiert unter dem Terminus „lokalistische Stadtforschung“.<sup>3</sup> Ein weiterer Aspekt ist derjenige der Ortsbindung von Städten, die von einigen Beiträgen in Frage gestellt wird, beispielsweise im Zuge der Virtualisierung.<sup>4</sup>

Die heterogene Konstitution von StadtbewohnerInnen erschwert allerdings nach wie vor eine wie auch immer geartete theoretische Beschreibung einer Stadt als solches, da die unterschiedlichen Gruppen, die sie bewohnen, ebenso unterschiedliche Voraussetzungen mit sich bringen. Dieses Problem, das von Tönnies, Durkheim und

---

<sup>1</sup> Näheres zur Wirkung der einzelnen Theorien: siehe Kapitel 2.1.

<sup>2</sup> Berking, Helmut / Löw, Martina (Hrsg.): Die Eigenlogik der Städte: Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt: Campus 2008.

<sup>3</sup> Kemper, Jahn / Vogelpohl, Anne: Zur Konzeption kritischer Stadtforschung. Ansätze jenseits einer Eigenlogik der Städte. <http://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/article/view/2/69> (Abruf am 08.06.2016)

<sup>4</sup> Bourdin, Alain / Eckardt, Frank / Wood, Andrew (Hg.): Die ortlose Stadt: Über die Virtualisierung des Urbanen. Bielefeld: transcript 2014.

Simmel zugunsten von angenommenen „Idealtypen“ einer Stadt ausgehend weitgehend ausgeklammert wurde, verursacht unter anderem eine völlige Unterrepräsentanz der in Städten so verbreiteten Probleme wie Armut, Obdachlosigkeit und Bildungsferne. Nicht alle StadtbewohnerInnen tragen im gleichen Maße zum Wohl der Gesellschaft bei, wie dies von den Theoretikern der Jahrhundertwende simplifiziert wurde. In den letzten Jahren entwickelt sich ein Bestreben, dieser Heterogenität der Stadt Rechnung zu tragen.<sup>5</sup> Ein Stichwort in diesem Zusammenhang ist die auch sogenannte „Delokalisierung der Metropole“: Innerstädtische Bereiche verfallen, während Peripherien ein Eigenleben entwickeln.<sup>6</sup>

Die Bedeutung der Metropole in der Literatur ist ebenfalls ungebrochen, wenn auch in geänderter Funktion. Während die Metropole im 19. Jahrhundert noch ein Zentrum einer sinnbehafteten Welt darstellen konnte, diente sie später als Projektionsfläche für ekstatische Gefühle (wie beispielsweise im Expressionismus).<sup>7</sup> Mit der Entstehung der Neuen Sachlichkeit überwog danach eine funktionale Darstellung der Stadt in der Literatur, die aber keiner umfassenden Logik mehr folgte, die Stadt wurde zum Labyrinth.<sup>8</sup> In der Nachkriegszeit mit ihren umfangreichen Umbauten kristallisierte sich die Transition als neue Konstante der Metropole heraus.<sup>9</sup>

In der Literaturwissenschaft entwickelt sich schließlich in 1980er-Jahren der sogenannte „spatial turn“<sup>10</sup> in den Kulturwissenschaften heraus, wodurch räumliche Aspekte – nicht nur der Metropole und Provinz, sondern allgemein – verstärkt in den Fokus der Forschung rücken. Die „Konjunktur der Räume“<sup>11</sup> bleibt bis heute ungebrochen, wodurch ein Bedarf an Sammel- und Nachschlagewerken entstand, dem derzeit von vielen Verlagen nachgekommen wird.<sup>12</sup>

---

<sup>5</sup> Vgl.: Kronauer, Martin / Siebel, Walter (Hg.): Polarisierte Städte. Soziale Ungleichheit als Herausforderung für die Stadtpolitik. Frankfurt: Campus 2013.

<sup>6</sup> Vgl.: Moser, Christian et. al. (Hg.): Zwischen Zentrum und Peripherie. Die Metropole als kultureller und ästhetischer Erfahrungsraum. Bielefeld: Aisthesis 2005.

<sup>7</sup> Vgl.: Scherpe, Klaus: Vom Moloch zur Schalttafel. Transformationen der Großstadterzählung in der deutschen Literatur der Moderne. In: Die Stadt als Kultur- und Lebensraum: Vorträge im Wintersemester 1990/91. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg im Wintersemester 1990/91. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1991, S. 83 – 98, hier: S. 91

<sup>8</sup> Vgl.: Ebd., S. 94.

<sup>9</sup> Vgl.: Ebd., S. 97.

<sup>10</sup> Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart: Metzler 2008., S. 664.

<sup>11</sup> Wagner, Karl: Roseggers Räume. In: Die Kunst ist frei, also sei es auch die Kritik. Beiträge zum Symposium Peter Rosegger 2013. Arbeiten der Steiermärkischen Landesbibliothek, Bd. 38. Graz: St. Landesbibliothek 2015, S. 215 – 249, hier: S. 219.

<sup>12</sup> z.B. Dünne, Jörg / Mahler, Andreas: Handbuch Literatur und Raum. Berlin: de Gruyter 2015. Hallet, Wolfgang / Neumann, Birgit (Hg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn. Bielefeld: transcript 2009.

## **Begriffsdefinitionen:**

### Diskurs:

Foucault zufolge sei ein Diskurs „die ungeordnete und wuchernde Masse aller Äußerungen, die, gerade weil sie ungeordnet und wuchernd ist, dem Menschen als bedrohlich und unberechenbar erscheint“.<sup>13</sup> Durch Einwirkung reglementierender Machtprozeduren entstehen daraus Diskurse im engeren Sinne: Aussageordnungen, die von den sie verändernden Machtmechanismen gezeichnet sind.<sup>14</sup>

Bublitz charakterisiert den Diskurs-Begriff nach Foucault in drei Ebenen genauer:

- Diskurs als gesellschaftliche Praxis:  
Diskurs sei (im Gegensatz zu Sprache) eine Praxis von regulierten Aussagen, deren Sinn sich in einem diskursiven Raum erschließe.<sup>15</sup> Im sozialen Leben nähmen diese Praktiken den Status objektiver Tatsachen ein.<sup>16</sup>
- Diskurse als Problematisierungsweisen des Wahren:  
Diskurse üben gesellschaftliche Macht aus, indem sie ein bis dato als unproblematisch geltendes Wahres thematisieren.<sup>17</sup> Sie seien bezogen auf konkrete Erscheinungen der sozialen Welt, jedoch nicht kausal von diesen ableitbar.<sup>18</sup>
- Diskursanalyse als Teil einer Gesellschafts-Theorie:  
Dies ergäbe sich aus der diskursiven Produktion sozialer Bedeutungs- und Ordnungssysteme.<sup>19</sup> Als solcher Teil einer Theorie verstanden, sei ein Diskurs gleichzeitig Theorie und Methode.<sup>20</sup>

---

<sup>13</sup> Zit. nach: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (Hg.): Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen. Stuttgart: Metzler 2010, S. 178.

<sup>14</sup> Ebd., S. 178.

<sup>15</sup> Bublitz, Hannelore: Diskursanalyse als Gesellschafts-Theorie. In: Bublitz et.al.: Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt / Main: Campus 1999, S. 22 – 48, hier: S. 22.

<sup>16</sup> Bublitz, Hannelore: Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Hirsland, Andrea / Keller, Reiner: Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse: Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 225 -260, hier: S. 226.

<sup>17</sup> Bublitz, Hannelore: Diskursanalyse als Gesellschafts-Theorie. In: Bublitz et.al.: Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt / Main: Campus 1999, S. 22 – 48, hier: S. 25.

<sup>18</sup> Ebd., S. 25.

<sup>19</sup> Bublitz, Hannelore: Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Hirsland, Andrea / Keller, Reiner: Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse: Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 225 -260, hier: S. 226.

<sup>20</sup> Bublitz, Hannelore: Diskursanalyse als Gesellschafts-Theorie. In: Bublitz et.al.: Das Wuchern der

Der Standpunkt der Literatur in der Diskursanalyse sei nach Foucault die eines Diskurses unter vielen, wie alle Diskurse könne sie jedoch nicht getrennt, sondern nur in Verbindung mit anderen untersucht werden.<sup>21</sup> Die Leistung der Diskursanalyse bestehe schließlich darin, die historisch komplexen Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Literatur aufzufächern.<sup>22</sup>

In diesem Sinne werden im Rahmen dieser Arbeit die oben formulierten Leitfragen anhand des Abgleichs zwischen den sozialwissenschaftlichen und den literarischen Beiträgen zum Großstadtdiskurs zu beantworten versucht.

---

Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt / Main: Campus 1999, S. 22 – 48, hier: S. 27.

<sup>21</sup> Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (Hg.): Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen. Stuttgart: Metzler 2010, S. 180 - 181.

<sup>22</sup> Ebd., S. 198.

## 2. Kulturwissenschaftlicher Teil

### 2.1. Großstadtdiskurs um 1900

Nach Kimmich / Wilke<sup>23</sup> bildet sich um 1900 ein weitverzweigter Großstadtdiskurs heraus, der seine Spuren im Feld der Literatur ebenso hinterlässt wie in Feuilleton, Kulturkritik und Wissenschaften. Das rasante Anwachsen der Städte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (am Beispiel Wien dokumentiert, s.u.) ruft die zeitgenössische Kultur- und Gesellschaftskritik auf den Plan, während die Entwicklung der empirischen Soziologie erstmals die Voraussetzung zur theoretischen Untermauerung jener Kritik schafft.<sup>24</sup> Der Großstadtdiskurs kann als Teilbereich eines breiteren Zivilisationsdiskurses verstanden werden.

Viele Lebensbereiche befinden sich um 1900 im Umbruch: emanzipatorische Bewegungen (Nationalismus, Feminismus, Proletarismus) stellen alte Ordnungen in Frage, die industrielle Revolution verändert die Produktionsbedingungen in Landwirtschaft und Industrie, KünstlerInnen suchen neue Ausdrucksformen. Den Großstädten kommt in dieser Zeit eine Vorreiterrolle zu, da durch die Wirkung als Ballungszentren viele dieser Veränderungen dort gehäuft wahrgenommen werden. Städte bilden „in mehrfacher Hinsicht den „Kontext“ der literarischen Jahrhundertwende.“<sup>25</sup> Die Zweite Industrielle Revolution betrifft mit ihren Neuerungen der Elektrotechnik (wie elektrischer Straßenbeleuchtung, Straßenbahnen, Telefon) besonders das Leben in den Metropolen bzw. sorgt dafür, dass es „Großstädte, wie wir sie heute kennen, überhaupt gibt.“<sup>26</sup> Durch Fortbewegungsmittel wie die soeben erwähnte Straßenbahn, aber auch das Dampfschiff, sowie die Ausweitung des Eisenbahnnetzes kommt es zu einem vermehrten Auftreten von Mobilität und Beschleunigung.<sup>27</sup> Die Beschleunigung von Verkehr und Kommunikation bewirkt eine

---

<sup>23</sup> Kimmich, Dorothee; Wilke, Thomas: Einführung in die Literatur der Jahrhundertwende. Darmstadt: WBG 2006, S. 22.

<sup>24</sup> Teuteberg, Hans-Jürgen: Die Explosion der Städte im 19. Jahrhundert und ihre Folgen. In: Die Stadt als Kultur- und Lebensraum: Vorträge im Wintersemester 1990/91. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg im Wintersemester 1990/91. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1991, S. 67 -82, hier: S.79.

<sup>25</sup> Vgl.: Kimmich, Dorothee; Wilke, Thomas: Einführung in die Literatur der Jahrhundertwende. Darmstadt: WBG 2006, S. 7.

<sup>26</sup> Ebd., S. 19.

<sup>27</sup> Vgl. Ebd., S. 20.

noch nie dagewesene Steigerung der Warenproduktion.<sup>28</sup> Die neuen Waren werden nicht nur in den Städten gefertigt, sondern dort auch ausgestellt, beworben und verkauft.<sup>29</sup>

Der Großstadtdiskurs umfasst all diese Veränderungen der urbanen Lebenswelt, die erlebt, dargestellt, reflektiert und analysiert werden. Als exemplarische Großstädte dienen damals hauptsächlich Berlin und Paris, während Wien den Stellenwert eines Vorreiters der literarischen Moderne unter den Städten inne hat.<sup>30</sup>

Im folgenden Kapitel soll ein Überblick gegeben werden über:

- soziologische Theorien zur Metropole um 1900
- literarische Beiträge im Kontext dieses Diskurses

Anhand dieser Streiflichter soll ein Überblick über den Großstadtdiskurs jener Epoche gegeben werden, sowie, der Übersicht halber, ein Merkmalkatalog der beiden Domänen Provinz und Metropole erstellt werden.

### **2.1.1. Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft**

Als ersten Beitrag zum Großstadtdiskurs sei hier Ferdinand Tönnies' erstmals 1887 erschienene Theorie der *Gemeinschaft und Gesellschaft*<sup>31</sup> genannt, die eines der ersten deutschsprachigen soziologischen Theoriewerke darstellt, wenn nicht das erste überhaupt<sup>32</sup>. Dessen Grundtheorem nimmt in der intellektuellen Situation der Jahrhundertwende eine zentrale Stellung ein und bewirkte Tönnies repräsentative Position in der deutschen Soziologie.<sup>33</sup>

Tönnies beschäftigt sich in *Gemeinschaft und Gesellschaft* eingangs mit der Natur des menschlichen Zusammenlebens. Grundsätzlich unterscheidet er zwischen:

---

<sup>28</sup> Vgl. Ebd., S. 21.

<sup>29</sup> Vgl. Ebd., S. 21.

<sup>30</sup> Brix, Emil und Werkner, Patrick: Die Wiener Moderne. Ergebnisse eines Forschungsgesprächs der Arbeitsgemeinschaft Wien um 1900 zum Thema „Aktualität und Moderne“. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1990, S. 10.

<sup>31</sup> Das folgenden Kapitel basiert auf: Tönnies, Ferdinand: *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Grundbegriffe der reinen Soziologie [1887]. Leipzig: Hans Buske Verlag, <sup>8</sup>1935.

<sup>32</sup> Vgl.: „Gründungsschrift der Soziologie“. Opielka, Michael: *Gemeinschaft in Gesellschaft: Soziologie nach Hegel und Parsons*. Wiesbaden: VS 2004, S. 11.

<sup>33</sup> Bickel, Cornelius: Ferdinand Tönnies (1855 - 1936). In: Kaesler, Dirk (Hg.): *Klassiker der Soziologie*. Bd. 1. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München: Beck <sup>5</sup>2006, S. 114 – 127, hier: S. 121.

- „Gemeinschaft“ als eine organische und reale Verbindung, wie in einer Familie, einer Dorfgemeinschaft oder einem Clan, in welche die Menschen typischerweise eingeboren werden, die sie als „natürlich“ ansehen, und in welcher die Mitglieder einander loyal verbunden sind. Das Wohl der Gemeinschaft wird dabei über das des Einzelnen gestellt.
- „Gesellschaft“ als mechanische und ideelle Bindung, in der die Mitglieder stets auf ihr eigenes Wohl bedacht sind, wie in einer Aktien- oder Handelsgesellschaft.

Tönnies vertritt die Meinung, dass diese beiden – obwohl widersprüchlich anmutenden – Systeme in den Städten zu ihren jeweils höchsten Vollendungen fänden: die Gesellschaft durch den regen Handel und die vielen Betriebe, mit den damit verbundenen regulierenden Ämtern, die diese Form des Wirtschaftens begünstigten; die Gemeinschaft durch Religion und Kunst, die den Gemeinschaftssinn einer Stadtbevölkerung steigern. Die Stadt genüge demnach sich selbst, sei ein in sich geschlossenes System.<sup>34</sup>

Dies wird verständlich, wenn man wie Tönnies die Stadt als ein „großes Dorf“ begreift, welches nicht durch „gemeinsame Natur-Objekte, sondern durch gemeinsamen Geist zusammengehalten“<sup>35</sup> wird. Die Stadt verkörpere demnach die „Umbildung oder Neubildung eines Stammes, eines Volkes“.<sup>36</sup> Somit sei in der Stadt, wie im Dorf, der ausgeprägte, von Loyalität bestimmte Gemeinschaftssinn gleichermaßen vorhanden. Die städtischen Organisationsformen der Gilde oder Zunft einerseits, sowie der Kultgenossenschaft oder religiösen Bruderschaft andererseits, stellen nach Tönnies gar „den letzten und höchsten Ausdruck, dessen die Idee der Gemeinschaft fähig ist,“<sup>37</sup> dar, weil sie jenen Sinn für Loyalität, der den Gemeinschaften inne wohnt, auf eine neue, ausgeprägtere Stufe erheben.

So entstehe erst in den Städten, wo man sich der „feineren Tätigkeit des Gehirns und der Hände“<sup>38</sup> widmet, die Kunst – genauer gesagt, bei allem städtischen Handwerk handle es sich um Kunst. Die so entstandenen Kunstwerke wie Gebäude, Tore, Plastiken oder „Bildnisse, die das Gedächtnis der Gottheiten und hervorragenden

---

<sup>34</sup> Tönnies (1935), S. 36.

<sup>35</sup> Ebd., S. 23.

<sup>36</sup> Ebd., S. 23.

<sup>37</sup> Ebd., S. 23.

<sup>38</sup> Ebd., S. 36.

Menschen erhalten“<sup>39</sup>, dienen somit dem Gemeinwohl der Stadt. Durch die besondere Art der Kunstfertigkeit, eindrucksvolle Bildnisse oder Statuen beispielsweise, würden die Götter den Menschen erst näher gebracht und damit zu wahren „Vorbildern sittlicher Reinheit, Tüchtigkeit und Güte“ – in einem Maße, wie es in der Dorfgemeinschaft nicht möglich wäre, wodurch sich die Idee der Religion erst vollende.<sup>40</sup> Solche durch Kunstfertigkeit geschaffene Vorbilder seien aber auch umso notwendiger, je mannigfacher und bunter das Treiben der Stadt würde, und je kleiner damit der ursprüngliche Einfluss der Gemeinschaft (Verwandtschaft, innigere Bekanntheit, Scham, ...). Obwohl Stadtmenschen meist einem säkularen Weltbild naheiefen, da der Einfluss von Traditionen in der Stadt schwächer wirkt, würde somit hingebungsvolle Religiosität ermöglicht.

Gleichzeitig wird das Wissen um die Kunst und das Handwerk in Gilden und Zünften organisiert. Innerhalb dieser Handwerksvereinigungen lebe, so Tönnies, eine Gemeinschaft wie in einem Klan oder einer religiösen Bruderschaft.<sup>41</sup> Das Wissen der Älteren werde weitergegeben zum Wohle aller. Da diese Gilden einen Teil der Stadtverwaltung darstellen, werde die Stadt selbst zum Bewahrer des Guten und Edlen, und in diesem Sinne „Heiligen“<sup>42</sup>. Kunst und Religion seien daher die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten einer Stadt.<sup>43</sup> Die Stadt sei gleichzeitig selbst eine Zunft und eine religiöse Gemeinschaft, da all diese Belange von städtischen Ämtern aus geregelt würden, gleichsam selbst Teil der Stadt seien.<sup>44</sup>

Durch die Entwicklung von Handelsbündnissen entstünden aber auch vermehrt Gesellschaften, die auf das eigene Wohl bedacht seien. Die Prinzipien „Loyalität“ und „Egoismus“, die anfangs widersprüchlich erscheinen, können in Städten parallel existieren, wenn man sie von den Individuen loslöst und auf die genannten Körperschaften überträgt.

Gemeinschaft dürfe allerdings nicht nur als konkreter Organisationstypus aufgefasst werden, sondern als Strukturkategorie der Gesellschaftsanalyse, wie Opielka ausführt: In einer handlungssystemtheoretischen Sicht sei Gemeinschaft demnach ein strukturelles Handlungssystem, welches auf derselben analytischen Ebene wie

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 37.

<sup>40</sup> Ebd., S. 38.

<sup>41</sup> Ebd., S. 23.

<sup>42</sup> Vgl: Ebd., S. 38.

<sup>43</sup> Ebd., S. 38.

<sup>44</sup> Vgl.: Ebd., S. 38.

Wirtschaft und Politik angesiedelt sei.<sup>45</sup> Gemeinschaftliches Handeln könne somit andere soziale Handlungstypen durchdringen, was eine Koexistenz von „Gemeinschaft in Gesellschaft“ ermögliche.<sup>46</sup>

Schneiderei räumt ein, dass die beiden Theorien der Gemeinschaft und Gesellschaft „kein menschliches Miteinander als solches vollständig zu beschreiben“ in der Lage seien: Vielmehr glichen reale Sozialformen stets einer Mischung der beiden Formen, daher stellen Ergebnisse empirischer Sozialforschung auch stets ein „Ineinander beider Theorien“ dar.<sup>47</sup> Die „antagonistische Trennung“ der Systeme Gemeinschaft und Gesellschaft könne durchaus als methodische Entscheidung aufgefasst werden, um Tendenzen auszumachen, spiegle reale Zwischenmenschlichkeit jedoch nur bedingt wider.<sup>48</sup>

### **2.1.3. Durkheims Teilung der sozialen Arbeit**

Auch der Franzose Èmile Durkheim widmet sich in seiner 1893 fertiggestellten Dissertation *Über die Teilung der sozialen Arbeit*<sup>49</sup> dem Thema Metropole. Die darin verwendeten Begriffe wurden „zum Allgemeingut soziologischer Terminologie“.<sup>50</sup> Sein Status als „Klassiker der Soziologie“ ist unumstritten.<sup>51</sup>

Grundsätzlich unterscheidet er zwischen zwei Typen von Gesellschaften:

- Segmentäre Gesellschaften sind gekennzeichnet durch gemeinsame Weltanschauungen, Traditionen und Gefühle (beispielsweise ein Stamm von Nomaden).
- In nicht-segmentären (modernen) Gesellschaften hingegen dienen die gemeinsamen Traditionen nur mehr bedingt als Zusammenhalt, vielmehr wird die Gemeinschaft durch Kontrakte gebildet.

---

<sup>45</sup> Vgl. Opielka, Michael: Gemeinschaft in Gesellschaft: Soziologie nach Hegel und Parsons. Wiesbaden: VS 2004, S. 21.

<sup>46</sup> Ebd., S. 21.

<sup>47</sup> Schneiderei, Nele: Die Dialektik von Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe einer kritischen Sozialphilosophie. Berlin: Akademie Verlag 2010, S. 56.

<sup>48</sup> Ebd., S. 69 - 70.

<sup>49</sup> Das folgende Kapitel basiert auf: Durkheim, Emile: Über die Teilung der sozialen Arbeit [1893]. Eingeleitet von Niklas Luhmann. Übersetzt von Ludwig Schmidts. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.

<sup>50</sup> Vester, Heinz-Günter: Kompendium der Soziologie II: Die Klassiker. Wiesbaden: VS 2009, S. 73.

<sup>51</sup> Ebd., S. 63.

Diese Dichotomie ähnelt der von Tönnies, der Fokus dieser Theorie liegt jedoch auf der titelgebenden „Arbeitsteilung“ und führt dadurch zu etwas verschobenen Ergebnissen. Nach Durkheim existieren Städte nur in nicht-segmentären bzw. modernen Organisationen.<sup>52</sup> Durch den Wegfall des Zusammenhalts unter den Mitgliedern spiele Arbeitsteilung eine wichtigere Rolle; jedes Mitglied bekomme per Vertrag eine bestimmte Aufgabe zugewiesen. Diese durch Kontrakte regulierte Form des Zusammenlebens werde möglich und notwendig, wenn, wie in Städten, die Bevölkerungsdichte zunimmt.<sup>53</sup> In segmentären Gesellschaften hingegen, in der wenige Individuen weit verstreut leben (beispielsweise in provinziellen landwirtschaftlichen Betrieben), wäre eine solche Arbeitsteilung gar nicht möglich: „Die Wirtschaft der Nomaden, der Jäger oder der Hirten setzt in der Tat die Abwesenheit einer jeden Konzentration und die Zerstreung über die größtmögliche Oberfläche voraus.“<sup>54</sup> Weiters beschreibt Durkheim eine Zunahme der intersozialen Beziehungen des Lebens in den Städten, wodurch wiederum der Fortschritt der Arbeitsteilung ermöglicht wird.<sup>55</sup> Diese Zunahme der Beziehungen ergäbe sich aus einer Zunahme der Individuen im Ballungsraum Stadt, somit aus der Bevölkerungsdichte.<sup>56</sup> Analog dazu spricht Durkheim von einer „dynamischen“ oder „moralischen Dichte“<sup>57</sup>, was jene Häufung der sozialen Kontakte bezeichnet.

Die Verdichtung der Menschen in den Städten ziehe eine Veränderung der Wirtschaft nach sich, welche wiederum die Verdichtung in den Städten fördere.<sup>58</sup> So wird etwa durch das Schaffen von neuen Arbeitsplätzen in Städten vermehrter Zuzug verursacht, wodurch wiederum die Wirtschaft angekurbelt wird. Die Zahl der sozialen Beziehungen zwischen den Menschen müsse allerdings ebenfalls steigen, da sonst keine weitere Spezialisierung und Arbeitsteilung möglich sei.<sup>59</sup> Diese beiden Entwicklungen – sozial und ökonomisch – müssten gleichzeitig verlaufen, um zu einer höherwertigen Gesellschaft zu gelangen;<sup>60</sup> dies gelinge nicht immer, wie Durkheim an den „volkreichen“ aber weniger „zivilisierten“ Nationen China oder Russland zu zeigen

---

<sup>52</sup> Durkheim (1977), S. 298 – 299.

<sup>53</sup> Vgl.: Ebd., S. 300.

<sup>54</sup> Ebd., S. 298.

<sup>55</sup> Ebd., S. 297.

<sup>56</sup> Ebd., S. 297.

<sup>57</sup> Ebd., S. 297.

<sup>58</sup> Ebd., S. 300.

<sup>59</sup> Vgl.: Ebd., S. 302.

<sup>60</sup> Ebd., S. 301 – 302.

versucht.<sup>61</sup>

Beim Wachstum der Städte handle es sich um eine „soziale Entwicklung“<sup>62</sup> von „niedrigen“<sup>63</sup> zu „fortgeschrittenen“<sup>64</sup> Völkern. Durkheim zieht daher den Schluss, dass das Wachstum und die Verdichtung der Gesellschaft eine größere Arbeitsteilung nicht nur erlaubten, sondern hervorriefen.<sup>65</sup>

Eine elementare Voraussetzung für das rasante Wachstum der Städte sei, so Durkheim, die Zuwanderung.<sup>66</sup> Er bezieht sich im Original auf nicht erhaltene Statistiken eines gewissen Dumont, nach der von 1876 bis 1881 eine Zunahme von 766.000 Einwohnern in Frankreich verzeichnet wurde, von denen 661.000 in Paris und Umgebung sesshaft wurden, was 86% aller Neuzugänge entspricht.<sup>67</sup> Es existieren vergleichbare Daten, wodurch auch die Zuwanderung nach Wien in jenem Zeitraum als Massenphänomen dokumentiert wird.<sup>68</sup> Durch diese Menge an Zuwanderungen würde die Menschenmenge in den Städten zwangsweise heterogen werden, und, da insbesondere weniger Alte als Junge in die Stadt ziehen (z.B. auf Arbeitssuche), würden traditionelle Lebensweisen kontinuierlich aufgeweicht.<sup>69</sup> Jener Verlust der Autorität der Alten, die diese Traditionen zuvor aufrecht erhielten, sei allerdings notwendig, um Neuerungen im sozialen Leben zu ermöglichen. Durkheim hält fest, dass in den Städten „der mäßigende Einfluss des Alters am geringsten“<sup>70</sup> sei, wodurch neue Ideen, Sitten und Moden entstünden. Außerdem bescheinigt er der Stadt, Nährboden für „Evolution“ zu sein:

Die Geister sind hier derart beweglich, dass alles, was aus der Vergangenheit kommt, ein wenig verdächtig ist. [...] Daher wandelt sich hier das Leben mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit: Glaubensüberzeugungen, Geschmack, Leidenschaften sind in beständiger Gärung und kein Boden ist für Evolutionen aller Art günstiger.<sup>71</sup>

Diese Evolution bringe, wie er eingesteht, allerdings auch Nachteile, wie etwa seine

---

<sup>61</sup> Ebd., S. 301.

<sup>62</sup> Ebd., S. 302.

<sup>63</sup> Ebd., S. 297.

<sup>64</sup> Ebd., S. 297.

<sup>65</sup> Ebd., S. 303.

<sup>66</sup> Ebd., S. 333.

<sup>67</sup> Ebd., S. 333 – 334.

<sup>68</sup> Vgl.: „Mehr als die Hälfte der Wiener waren "Zuagraste"“. In: Ungenannter Verfasser: Die Wiener Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten. Eine demographische Studie des Statistischen Amtes. [http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20010618\\_OT0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20010618_OT0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten) (Zugriff am 04.06.2016)

<sup>69</sup> Vgl. Durkheim (1977), S. 334.

<sup>70</sup> Durkheim (1977), S. 337.

<sup>71</sup> Ebd., S. 337.

Untersuchungen zum Thema Suizid andeuten. Zentraleuropa, die zumindest aus seiner Sicht zum damaligen Zeitpunkt am meisten zivilisierte Region der Welt, weist gleichzeitig die höchste Selbstmordrate auf.<sup>72</sup> In allen europäischen Staaten treten dabei mehr Selbstmorde in Städten als auf dem Land auf.<sup>73</sup> Durkheim gelangt zum Fazit: „Die Zivilisation ist in den großen Städten zusammengeballt; der Selbstmord ebenso.“<sup>74</sup> Teilt man die Suizide nach Berufsgruppen, so finden sich davon am meisten bei den freien Berufen und am wenigsten in der Landwirtschaft; Frauen bringen sich viermal weniger um als Männer, was nach Durkheim nur verständlich sei, da sie weniger am Zivilisationsgetriebe teilnahmen als die Männer.<sup>75</sup> Im Übrigen sei der allgemeine Anstieg der Selbstmorde darauf zurückzuführen,

dass der Fortschritt unser Glück nicht vermehrt, da es sich, und zwar sehr bedeutend, im selben Augenblick verringert, wo sich die Arbeitsteilung mit einer Energie und einer Geschwindigkeit entwickelt, die zuvor völlig unbekannt war.<sup>76</sup>

Trotz aller Evolution und allem Fortschritt kann also die allzu rasche Entwicklung negative Auswirkungen mit sich bringen.

Interessant ist auch ein Vergleich, den Durkheim zwischen großen und kleinen Städten anstellt, da diese Differenzierung selten stattfindet. In kleinen Städten (ähnlich wie in segmentären Gesellschaften) sei noch jeder Unabhängigkeitsversuch „Gegenstand eines öffentlichen Skandals“, während in großen Städten dagegen der Mensch weniger dem „Kollektivjoch“ unterworfen sei, da auch die kollektive Aufmerksamkeit geringer sei.<sup>77</sup> Die Aufmerksamkeit des Einzelnen sei in großen Städten in zu viele Richtungen zerstreut, außerdem fehle das Interesse, sich mit Fremden oder Unbekannten zu beschäftigen (wie z.B. erkenntlich daran, dass Städter die anderen Bewohner ihres Hauses kaum kennen).<sup>78</sup>

Abschließend sei noch vermerkt, dass laut Durkheim all diese gesellschaftlichen Entwicklungen nicht spezifisch für die Großstadt gelten, sie greifen in größeren Städten

---

<sup>72</sup> Vgl. Ebd., S. 287.

<sup>73</sup> Durkheim bedient sich bei Statistiken eines gewissen Morselli, die derzeit nicht einsehbar sind. In Durkheim (1977) wird verwiesen auf: Tafeln von Morselli (in Durkheim, Der Selbstmord, Soz. Texte Nr. 32, S.78.)

<sup>74</sup> Durkheim (1977), S. 287.

<sup>75</sup> Ebd., S. 288.

<sup>76</sup> Ebd., S. 290.

<sup>77</sup> Ebd., S. 339 -340.

<sup>78</sup> Ebd., S. 339 -340.

jedoch rascher und augenscheinlicher als anderswo.<sup>79</sup>

Die Verwendung von Begriffen wie „Evolution“, „Fortschritt“, „niedrige Gesellschaften“ (s.o.) etc. verursachen insgesamt den Eindruck, als sei für Durkheim die Metropole der Inbegriff einer zivilisierten Gesellschaft, gleichsam die Krone aller menschlicher Entwicklungen.<sup>80</sup> Auch im Kompendium der Soziologie wird die Ansicht vertreten, dass Durkheim den „gewaltigen gesellschaftlichen Umwälzungen positiv gegenübersteht.“<sup>81</sup> Allerdings war die Rezeption Durkheims stets von Missverständnissen geprägt und bleibt es bis heute.<sup>82</sup>

#### **2.1.4. Simmels Geistesleben**

Als dritter Stadtsoziologe sei hier Georg Simmel genannt, dessen Essay „Die Großstädte und das Geistesleben“<sup>83</sup> erstmals 1903 erschien. Nach ihm ergeben sich die tiefsten Probleme des modernen Lebens aus dem

Anspruch des Individuums, die Selbstständigkeit und Eigenart seines Daseins gegen die Übermächte der Gesellschaft, des geschichtlich Ererbten, der äußerlichen Kultur und Technik des Lebens zu bewahren.<sup>84</sup>

Anders gesagt thematisiert Simmel damit den Kampf des Individuums gegen die Masse. Dieser Ansatz unterscheidet sich von jenen Durkheims und Tönnies', welche auf das einzelne Individuum in der Gesellschaft in ihren jeweiligen Theorien kaum eingehen. Dieser „Anspruch des Individuums gegen die Übermächte der Gesellschaft“ stehe im Gegensatz zum „primitiven“ menschlichen Kampf gegen die Natur und für die leibliche Existenz, wie ihn etwa BäuerInnen oder LandarbeiterInnen führen mochten.<sup>85</sup> Für Simmel sei das „Grundmotiv“ aller wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Errungenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts jenes: „Der

---

<sup>79</sup> Ebd., S. 341.

<sup>80</sup> Auch wenn die Einordnung Durkheim zwischen „modern“ und konservativ“ zu unterschiedlichen Meinungen führt, vgl: Dirsch, Felix: Solidarismus und Sozialethik. München: Lit 2006, S. 61.

<sup>81</sup> Vester, Heinz-Günter: Kompendium der Soziologie II: Die Klassiker. Wiesbaden: VS 2009, S. 66.

<sup>82</sup> Vgl.: Rawls, Anne W.: Durkheims Theorie der Moderne: Selbstregulierende Praktiken als konstitutive Ordnung sozialer und moralischer Tatsachen. In: Bogusz, Tanja / Delitz, Heike: Émile Durkheim. Soziologie – Ethnologie – Philosophie. Frankfurt / New York: Campus 2013, S. 559 –576, hier: S. 561.

<sup>83</sup> Das folgende Kapitel basiert auf: Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben [1903]. Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart: K.F. Koehler Verlag 1957, S. 227 - 242.

<sup>84</sup> Simmel (1957), S. 227.

<sup>85</sup> Ebd., S. 227.

Widerstand des Subjekts, in einem gesellschaftlich-technischen Mechanismus nivelliert und verbraucht zu werden.“<sup>86</sup>

Psychologische Grundlage dieser Individualitäten sei die sogenannte „Steigerung der Nervenlebens“.<sup>87</sup> Diesen aus heutiger Sicht etwas sperrigen Begriff könnte man als durch Reizüberflutung herbeigeführte Nervosität verstehen, zu jener Zeit ein verbreitetes Symptom unter StädterInnen. Der Stadtmensch bewältige diese Reizüberflutung mit seinem Verstand, anstatt auf seine Gefühle zu hören.<sup>88</sup> Dieses Abschotten der Gefühle sei gleichzeitig auch ein Schutzmechanismus gegen die „Entwurzelung“<sup>89</sup> vom traditionellen Landleben, da man die rasche Abfolge der verschiedenen Sinneseindrücke in der Großstadt auch gar nicht mit dem Gemüt verarbeiten könnte.

Aus diesem psychischen Zustand der Vergeistigung, der Abkehr von Gefühlsregungen, erklären sich auch beispielsweise Praktiken des modernen Wirtschaftslebens, die Gefühlen gegenüber einen Widerspruch darstellen. So erscheint es Simmel nicht verwunderlich, dass Menschen wie Waren behandelt werden.<sup>90</sup> Beispielsweise rechtfertigt in der modernen Wirtschaft eine Steigerung des Profits die Entlassung von menschlichen Arbeitskräften, auf deren individuellen Sorgen und Gefühle in der Großstadt ohnehin kein Gedanke verschwendet wird. Produkte würden auch nicht mehr für einzelne Kunden, die man persönlich kennt, produziert, sondern für den anonymen Markt, sodass Produzenten wie Abnehmer immer stärker auf die Ware fokussiert seien, ohne die dahinter stehenden Menschen in ihrer Individualität zur Kenntnis zu nehmen.<sup>91</sup> Auch im Privatleben finden Berechnungen und Planungen einen immer größeren Platz: Verabredungen haben in der Großstadt pünktlich eingehalten zu werden, weshalb technische Errungenschaften wie beispielsweise Taschenuhren immer allgegenwärtiger werden – ohne präzise Zeiterfassung würde das System Großstadt zusammenbrechen, anders als in „primitiveren“ Gesellschaften, in denen man sich vielleicht noch am Stand der Sonne orientiert.<sup>92</sup>

Durch diese äußeren Einflüsse wird dem Seelenleben der Großstädter zugesetzt: „Es

---

<sup>86</sup> Ebd., S. 227.

<sup>87</sup> Ebd., S. 228.

<sup>88</sup> Ebd., S.229.

<sup>89</sup> Ebd., S. 229.

<sup>90</sup> Ebd., S. 230.

<sup>91</sup> Ebd. S. 230.

<sup>92</sup> Vgl.: Ebd., S. 230.

gibt vielleicht keine seelische Erscheinung, die so unbedingt der Großstadt vorbehalten wäre, wie die Blasiertheit.<sup>93</sup> Blasiertheit bei Simmel meint die „Unfähigkeit, auf neue Reize mit der ihnen angemessenen Energie zu reagieren“<sup>94</sup> oder auch „Abstumpfung“. Die Großstadt sei demnach die „Stätte der Blasiertheit“<sup>95</sup>. Hinter dieser besonderen Art von Reserviertheit stecke aber ebenfalls ein Schutzmechanismus, denn ohne die Fähigkeit, sich gegen ein Übermaß an Reizen abzuschotten, „würde man sich innerlich völlig atomisieren und in eine ganz unausdenkbare seelische Verfassung geraten“<sup>96</sup>. Die StadtbewohnerInnen schützen sich durch ihr blasierteres Gebahren vor allzu chaotischen und intensiven Sinneseindrücken.

Gleichzeitig mit der steigenden Zahl der unbedeutenden, flüchtigen Kontakten aber wird ein ganz enger, sozialer Kreis an Freunden und Bekannten immer wichtiger, mit teilweise starker Abgrenzung gegen andere Kreise (z.B. politische oder familiäre Gruppen, ArbeitskollegInnen, Vereinsmitglieder).<sup>97</sup> Wenn dieser Kreis mit der Zeit wächst, wird er immer lockerer, wenig einengend und schlussendlich gewinnt das Individuum Freiheit, eine Form von Freiheit, die in traditionsbewussten Gesellschaften nicht möglich wäre. In Gesellschaftsformen wie dem Dorf, wo alle mit allen bekannt sind, wäre die Entstehung solcher individueller Kreise stark gehemmt.<sup>98</sup> Daher biete die Großstadt die größte Freiheit für das Individuum.<sup>99</sup>

Simmel nimmt wie Durkheim Bezug auf das Phänomen der Arbeitsteilung, für ihn ist es allerdings Initiator für psychologische Betrachtungen: Durch den immer höheren Grad an Arbeitsteilung und Spezialisierung würde es immer mehr notwendig, Nischenmärkte zu finden, sich selbst bemerkbar zu machen, in der Wirtschaft ebenso wie privat.<sup>100</sup> Somit sei die Arbeitsteilung auch Ursache für die in den Städten so gegenwärtige Extravaganz und das Präziosentum, Phänomene, die letztlich wieder nur Symptome des Strebens nach Individualität darstellten.<sup>101</sup> Diese Extravaganz werde auch begünstigt durch für die Großstadt so typische kurze, flüchtige Begegnungen, in denen das Bedürfnis, aufzufallen und aus der Masse herauszustechen, größer sei (auf dem Land,

---

<sup>93</sup> Ebd., S. 232.

<sup>94</sup> Ebd., S. 232.

<sup>95</sup> Ebd., S. 232.

<sup>96</sup> Ebd., S. 234.

<sup>97</sup> Ebd., S. 237.

<sup>98</sup> Vgl.: Ebd., S. 238.

<sup>99</sup> Vgl.: Ebd., S. 237.

<sup>100</sup> Vgl.: Ebd., S.238.

<sup>101</sup> Ebd., S. 239 -240.

wo jeder den anderen kennt, bestünde dieses Bedürfnis nicht).<sup>102</sup>

So hängen also nach Simmel die wirtschaftlichen, sozialen und psychologischen Entwicklungen der Großstadt zusammen. Auch wenn diese modernen Entwicklungen nicht immer Sympathie hervorrufen mögen, sei es dennoch die Funktion der Großstädte, diese Entwicklungen zu ermöglichen:

Damit gewinnen sie [die Großstädte, Anm.] einen ganz einzigen [...] Platz in der Entwicklung des seelischen Daseins, sie enthüllen sich als eines jener großen historischen Gebilde, in denen sich die entgegengesetzten, das Leben umfassenden Strömungen wie zu gleichen Rechten zusammenfinden und entfalten.<sup>103</sup>

Dieses „Gründungsmanifest der Stadtsoziologie“ stelle damit einen nüchternen Gegensatz zu kulturpessimistischen Einschätzungen seiner Zeitgenossen dar<sup>104</sup> und sei gleichzeitig „materialer Ausdruck aus Simmels Soziologie der Moderne“<sup>105</sup>. Der Großstadtdiskurs bei Simmel sei somit eingebettet in den Modernitätsdiskurs. „Für Simmel ist die Großstadt das Labor, die Werkstatt und der Schauplatz der Moderne zugleich.“<sup>106</sup> Die Simmels Essay zugrundeliegende „Philosophie des Geldes“<sup>107</sup> lässt weiters den Schluss zu, dass die Entwicklung der Ökonomie der wahre Antrieb für die Stadtentwicklung sei. Die Geldwirtschaft komme in der Großstadt „gleichsam am reinsten zu sich selbst.“<sup>108</sup> Die oben (Kapitel 2.1.) angesprochenen Neuerungen der Jahrhundertwende wie Anstieg der Warenproduktion, Beschleunigung und Zweite Industrielle Revolution unterstützen diese These: Viele dieser Veränderungen wirken sich direkt auf die Wirtschaft aus. Nicht zuletzt diese Antizipation einer postindustriellen Geldwirtschaft sorgt für ungebrochene Aktualität dieses Werkes, wie jüngere Publikationen zeigen.<sup>109</sup>

---

<sup>102</sup> Vgl.: Ebd., S. 241.

<sup>103</sup> Ebd., S. 242.

<sup>104</sup> Häußermann, Hartmut: Georg Simmel, der Stadtsoziologe. Zur Einführung.. In: Bieniok, Majken / Miege, Harald A. / Sundsboe, Astrid O. (Hrsg.): Georg Simmel und die aktuelle Stadtforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 15 -27, hier: S. 17.

<sup>105</sup> Lindner, Rolf: Georg Simmel, die Großstadt und das Geistesleben. In: Bieniok, Majken / Miege, Harald A. / Sundsboe, Astrid O. (Hrsg.): Georg Simmel und die aktuelle Stadtforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 29 – 37, hier: S. 32 - 33.

<sup>106</sup> Ebd., S. 33.

<sup>107</sup> Simmel, Georg: Philosophie des Geldes. Berlin: Duncker & Humblot 1900.

<sup>108</sup> Häußermann, Hartmut: Georg Simmel, der Stadtsoziologe. Zur Einführung. In: Bieniok, Majken, Miege, Harald A., Sundsboe, Astrid O. (Hrsg.): Georg Simmel und die aktuelle Stadtforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 15 – 27, hier: S. 25.

<sup>109</sup> Vgl z.B.: Bieniok, Majken, Miege, Harald A., Sundsboe, Astrid O. (Hrsg.): Georg Simmel und die aktuelle Stadtforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011. Bes.: Lindner, Rolf: Georg Simmel, die Großstadt und das Geistesleben. Ebd., S. 29 – 37.

Die bisher erwähnten soziologischen Schriften von Simmel, Durkheim und Tönnies beziehen sich allesamt auf Städte im Allgemeinen. Sie vermitteln – bei aller Eigenständigkeit – Einigkeit im Hinblick auf einige Merkmale:

- Provinzielle Gesellschaften unterscheiden sich fundamental von denen in Metropolen (Gemeinschaft vs. Gesellschaft, segmentäre vs. nicht-segmentäre Gesellschaft, Kampf gegen Natur vs. Kampf gegen Gesellschaft)
- durch die Loslösung von Traditionen entsteht in Metropolen Neues
- in den Städten herrschen mannigfaltige Sinneseindrücke vor, die das Individuum bedrohen bzw. gegen die es sich zu wappnen gilt
- Wirtschaftswachstum findet bevorzugt in Städten statt, wo auch die Bevölkerung wächst
- Städte stellen Fluchtpunkte einer Entwicklung zu „höherer“ Zivilisation dar

### **2.1.5. Wiener Moderne**

Um den Stellenwert der österreichischen Städte, insbesondere Wien, in diesem Diskurs zu verstehen, sind noch einige Bemerkungen zu den Besonderheiten im Wien der Jahrhundertwende notwendig, die erst im Nachhinein deutlich wurden und daher um 1900 nicht ausführlich beschrieben wurden. Brix und Werkner weisen in *Die Wiener Moderne*<sup>110</sup> auf folgenden wichtigen Punkt hin:

Meine Hauptthese lautet, daß Wien als Hauptstadt des Vielvölkerreiches Österreich-Ungarns auf Grund seiner ökonomischen Rückständigkeit und seiner vielfältigen kulturellen und nationalen Identitäten im weltweiten Prozeß der Modernisierung in ein Spannungsfeld geriet, daß ein Klima kreativer kultureller Möglichkeiten schuf. Das „Moderne“ am Wien der Jahrhundertwende war also die permanente Notwendigkeit, mit Gegensätzen umgehen zu lernen.<sup>111</sup>

Die Sonderstellung Wiens entstehe demnach aus einer Diskrepanz zwischen Modernisierung in einigen Bereichen und Stillstand in anderen. Auch Moritz Csaky hält fest, dass die sozial-politische Lebenswelt in Wien um 1900 grundsätzlich von

---

<sup>110</sup> Brix, Emil und Werkner, Patrick: Die Wiener Moderne. Ergebnisse eines Forschungsgespräches der Arbeitsgemeinschaft Wien um 1900 zum Thema „Aktualität und Moderne“. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1990.

<sup>111</sup> Ebd., S. 136.

Gegensätzen geprägt war:

Auf der einen Seite die Ideale der Moderne nach Unabhängigkeit, nach Mitsprache, nach demokratischen Spielregeln, auf der anderen Seite das beharrende Element des Staatsapparates, der weitgehend autoritären Normen verpflichtet war. [...] Eine der Folgen davon war eine allgemeine apokalyptische Stimmung, ein Gefühl der Lethargie, der Ausweglosigkeit, die schon lange Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstanden war. Eine andere Folge war die Betonung des Ästhetischen im übertragenen Sinne. Die Ästhetisierung der Politik und des öffentlichen Lebens war eine Flucht aus der Realität in eine Welt der Möglichkeiten.<sup>112</sup>

Für die weitere Betrachtung der literarischen Darstellungen von Metropole und Provinz seien einige dieser Gegensätze der Wiener Moderne hervorgehoben:

Hektik vs. Langeweile: Trotz des für die Großstadt typischen pulsierenden Lebens schafft es ein kleiner Teil der Wiener Bevölkerung (geschätzte 100.000 von zwei Millionen<sup>113</sup>), nicht arbeiten zu müssen, sondern zu flanieren und anderweitig die Langeweile zu bekämpfen, die sich aus den gesicherten Verhältnissen ergibt.

Individualisierung vs. Zertrümmerung des Ichs: Das Streben nach Individualität und das damit verbundene Präziosentum sowie eine Subjektivierung aller Lebensbereiche versuchen verstärkt, ein vorhandenes Ich zu präsentieren, während die Naturwissenschaften und insbesondere Freuds Psychoanalyse ein solches eigenständiges Ich bereits als Illusion abtun.<sup>114</sup>

Harmonie vs. Konflikt: Das Streben nach Harmonie und der Ästhetizismus stehen im krassen Gegensatz zu den sich bereits abzeichnenden Unruhen im Vielvölkerstaat. Die politische und gesellschaftliche Instabilität, wie auch die arbeitstechnischen Umbrüchen der Industrialisierung, werden durch ein reges Kultur- und Geistesleben leichter „vergessen“.<sup>115</sup>

Gesamtkunstwerk vs. Kleine Form: Während beispielsweise die Künstler der Wiener Secession nach dem Ideal eines Gesamtkunstwerkes streben<sup>116</sup>, entwickelte sich in der Literatur ein Hoch der kleinen Formen (kurze Lyrik, Einakter, Novellen, etc.), begründet auf dem Verlust des Ichs wie auf den flüchtigen Sinneseindrücken der

---

<sup>112</sup> Csaky, Moritz: Ethnisch-kulturelle Heterogenität und Moderne. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MCsaky1.pdf>. S. 10.

<sup>113</sup> Brix / Werkner (1990), S. 10.

<sup>114</sup> Vgl.: Fähnders, Walter: Avantgarde und Moderne. Stuttgart: Metzler 2010. Abschnitte „Parole Individualität“, S. 81. und „Das >unrettbare Ich<“, S. 84 -85.

<sup>115</sup> Vgl.: „Die Welt wurde prästabilisiert“. Brix / Werkner (1990), S. 10.

<sup>116</sup> Ebd., S. 130.

modernen Großstadt<sup>117</sup>. Eine besondere Position in dieser Suche nach einem Format der Moderne stellt dabei der Großstadtroman dar, der allerdings erst ab 1910 materialisiert (s.u., Kapitel 2.2.).

## **2.2. Der Großstadtroman**

### **2.2.1. Stadtbilder – Stifters Wien**

Nach der Darstellung der soziologischen Sichtweisen soll nun der Blick auf literarische Texte im Kontext von Urbanität in Österreich um 1900 gelenkt werden, die durch ihre Rezeption ebenso Beiträge zum Diskurs leisteten. Um die Situation historisch zu umrahmen, wird mit einem etwas älteren Beitrag eines sogenannten „Stadtbildes“ begonnen. Lange Zeit waren dies die einzigen literarischen Beiträge, die sich mit dem Phänomen Metropole beschäftigten. Bereits 1844 nahm beispielsweise Adalbert Stifter in dem von ihm editierten Sammelband *Wien und die Wiener* gewisse Elemente des Großstadtdiskurses der Jahrhundertwende vorweg, wie sie in den oben genannten Texten behandelt wurden. Dieses Stadtbild sei hier als Beispiel angeführt und etwas genauer betrachtet.

Das von Stifter beschriebene Wien unterscheidet sich allerdings rein topographisch noch stark von dem um 1900. Es besteht aus der Altstadt (innerhalb der Stadtmauern), den Vorstädten (zwischen Glacis und Linienwall) und den Vororten (außerhalb des Linienwalles). Die Bevölkerungszahl in den Vorstädten stieg im Zeitraum 1794 bis 1857 von 161.000 auf 424.000, im gleichen Zeitraum vervierfachten sich die BewohnerInnen der Vororte von 39.000 auf 160.000. Im Jahr 1857 zählte man somit 670.000 WienerInnen. 1858 wurde die Glacis geschliffen und bis 1865 entstand auf jenem Gebiet die Ringstraße. Der Linienwall wurde 1884 parallel zum Bau der Gürtelstraße abgetragen.<sup>118</sup> Das Wachstum Wiens hielt in diesen Jahren weiter an: 1870 waren es bereits 900.000, 1890 1,4 Millionen und 1910 2,1 Millionen EinwohnerInnen.<sup>119</sup>

---

<sup>117</sup> Fähnders, Walter: *Avantgarde und Moderne*. Stuttgart: Metzler 2010, S. 114 – 115

<sup>118</sup> Das folgende Kapitel basiert auf: Stifter, Adalbert: *Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben [1844]*. Herausgegeben und kommentiert von Elisabeth Buxbaum. Wien: Lit Verlag 2005, hier: S. 36.

<sup>119</sup> Ungenannter Verfasser: *Die Wiener Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten. Eine demographische*

Stifter beschreibt die Stadt mit der Absicht, sie in ihrer Totalität zu erfassen.<sup>120</sup> Der Stephansdom in der Mitte derselben, auf den Stifter immer wieder als Bezugspunkt rekurriert, dient als Symbol „für den Sinngehalt des ganzen Erzählgefüges“<sup>121</sup>. Wir haben es also mit einem Stadtbild zu tun, das noch vormodernem Anspruch auf eine allumfassende Sinnhaftigkeit und Logik erhebt, in dem Stifter versucht, möglichst viele Aspekte Wiens zu beschreiben. Er erwähnt bereits die für Außenstehende schier unglaubliche Hektik und Anonymität der Großstadt, die 50 Jahre später zu einem Fanal der Moderne hochstilisiert wird. Er beschreibt, wie die StadtbewohnerInnen „in Hast und bewundernswertem Geschicke die Frucht jeder Minute zu brechen wissen“<sup>122</sup> und wie sie „theilnahmslos vorüberjagen“<sup>123</sup>, womit er auf die allgemeine Beschleunigung des Lebens und die Kostbarkeit jeder einzelnen Minute hinweist. „Die Frucht jeder Minute“ kann als dichterische Umschreibung der Maxime „Zeit ist Geld“ aufgefasst werden, das „theilnahmslose Vorüberjagen“ als Symptom der Blasiertheit. Weiters herrsche „allerorts Drängen und Brausen, und Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei“.<sup>124</sup> Der Gegensatz zwischen Betriebsamkeit und Vergnügen, der sich zum Markenzeichen des Fin de Siècle entwickelt, ist hier ebenfalls vorweggenommen. Dass es dazugehöre, sich als Fremder in der ungewohnten Umgebung einsam zu fühlen, führt er an einer späteren Textstelle genauer aus:

Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsames Volk, durcheinandergewürfelt [...], und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, so wie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dies am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hunderten Tag herauskostest.<sup>125</sup>

Hier wird auf die Heterogenität bei gleichzeitiger Anonymität der Stadtbevölkerung angespielt. Laut Stifter sei es trotzdem notwendig, sich langsam an die Stadt anzupassen. Erst nachdem man selbst ein Teil von ihr geworden sei, würde man

---

Studie des Statistischen Amtes. [http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20010618\\_OTS0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20010618_OTS0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten) (04.06.2016)

<sup>120</sup> Vgl.: Corbineau-Hoffmann, Angelika: Kleine Literaturgeschichte der Großstadt. Darmstadt: Wiss. Buchgesellsch. 2003, S. 13.

<sup>121</sup> Vgl.: Scherpe, Klaus: Vom Moloch zur Schalltafel. Transformationen der Großstadterzählung in der deutschen Literatur der Moderne. In: Die Stadt als Kultur- und Lebensraum: Vorträge im Wintersemester 1990/91. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg im Wintersemester 1990/91. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1991, S. 83 – 98, hier: S. 88.

<sup>122</sup> Stifter (2005), S. 3.

<sup>123</sup> Ebd., S. 4.

<sup>124</sup> Ebd., S. 4.

<sup>125</sup> Ebd., S. 15.

Gefallen an ihr finden können.<sup>126</sup>

Der turbulente Verkehr wird ausführlich beschrieben, wobei in seiner Beschreibung auch technische Errungenschaften wie die Eisenbahn einen besonderen Stellenwert einnehmen. Das neue Verkehrsmittel Eisenbahn ermöglicht den Transport mit neuen, bisher ungeahnten Geschwindigkeiten – „ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels“.<sup>127</sup> Wie so oft dient die Eisenbahn auch hier, trotz der Analogie zum „natürlichen“ Vogelflug, als Symbol für den technischen Fortschritt und den Sieg des Menschen über die Natur, wenn auch Stifter dieser Entwicklung offensichtlich nicht nur positiv gegenüber steht:

Die furchtbar gewaltige Naturkraft [...] hat er [der Mensch, Anm.] wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpallast gespannt, und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers – und so wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenerregendere seinem Dienste unterwerfen, und allmächtig werden in seinem Hause der Erde.<sup>128</sup>

Der Naturliebhaber Stifter äußert in diesem Exkurs eine gewisse fortschrittskritische Stimmung, die bei aller Schwärmerei für das Stadtleben<sup>129</sup> vorerst untergeht.

Der Kontrast zum Landleben findet selten Erwähnung: „Dem armen Landbewohner ist, als seien hier ja gar keine Häuser, lauter Palläste und Kirchen.“<sup>130</sup> Dies deutet auf die vielen Prunkbauten hin, die in der Provinz naturgemäß weniger gehäuft anzutreffen sind als im innersten Bezirk einer Residenzstadt. Außerdem gibt es in der Stadt den Typ des Müßiggängers, der erst mittags aufsteht.<sup>131</sup> Besondere Aufmerksamkeit schenkt Stifter dem Nachtleben: Während der Nachtstunden, nachdem der geschäftige Trubel des Tages vorbei ist, „werden neue Altäre gebaut der tausendäugigen Göttin Vergnügen.“<sup>132</sup> Dies passiert z.B. im Prater, aber auch außerhalb der Stadt, in den Vorstädten und Landhäusern. Als negative Seite des Nachtlebens erwähnt Stifter Selbstmorde, verbotene Affären, Orgien, Geldgier und dergleichen, Vorhaben also, welche bevorzugt in der Dunkelheit stattfinden.<sup>133</sup> Diese Passage des Textes hat nicht unbedingt einen moralischen Unterton – Stifter weist nach dem anfänglichen Überschwang („Vergnügen und Freude“) nun darauf hin, dass in dieser Stadt Freud und

---

<sup>126</sup> Ebd., S. 15.

<sup>127</sup> Ebd., S. 9.

<sup>128</sup> Ebd., S. 10.

<sup>129</sup> s.o. „allerorts (...) Vergnügen und Freude“, S. 4.

<sup>130</sup> Ebd., S. 4.

<sup>131</sup> Ebd., S. 16.

<sup>132</sup> Ebd., S. 20.

<sup>133</sup> Ebd., S. 18.

Leid parallel existieren:

Es ist kein Glück auf dieser Erde, es sei so intensiv und innig, daß es nur eben noch ein Menschenherz ertragen kann: heute Nacht war es in diesen Mauern. [...] Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es sei wie gräulich immer: heute war es auch in dieser Stadt.<sup>134</sup>

Die Stadt als Sitz der Wirtschaftsbetriebe und Geldgeschäfte findet ebenfalls Eingang in Stifters Stadtbild. In einer Rundschau über Wien, vom Stephansdom aus, beschreibt Stifter mehrere markante Gebäude (darunter eine Münzhaus und eine Kaserne) und nimmt diese zum Anlass für philosophische Betrachtungen zum jeweiligen Thema, beispielsweise zur „Jagd nach Geld“ (Münzhaus) oder „Krieg“ (Kaserne). Diese Gedanken sind jedoch eher allgemeiner Natur und nicht spezifisch auf die Stadt als solches oder gar Wien bezogen. Stifter nennt in diesem Kontext das Geld „Dämon“ und „Wechselmarter“.<sup>135</sup> Buxbaum sieht im Geld-Exkurs eine universelle Kritik an einer Wirtschaft, hinter der die Moral zurück bleibt.<sup>136</sup> In Stifters poetisch-sprachlichem Duktus sind bereits Entwicklungen des Finanz- und Wirtschaftswesens angedeutet, die später von Tönnies, Durkheim und Co. präzise ausformuliert werden. Während die Soziologen diese jedoch als der Zeit angemessene Veränderungen verstehen, trauert Stifter dem Gestern nach. Corbineau attestiert übrigens allen Wien-Beiträgen Stifters einen „nostalgischen Beiklang“, sowie, dass sie „gemächlich“ und „altertümlich“ seien.<sup>137</sup>

Stifters Stadtbild ist durch seine Verwurzelung in der Vergangenheit ein gutes Beispiel für die Gattung des Stadtbilds jener Epoche. Durch den Totalitätsanspruch, der inmitten des Gewühls immer schwieriger aufrecht zu erhalten ist und durch die fortschrittskritischen Äußerungen ist es eindeutig als antimodern gekennzeichnet. Jene philosophischen Betrachtungen über Gott und die Welt werden bei Stifter durch den Blick über Wien zwar ausgelöst, könnten aber ebenso gut in anderen Städten, beim Anblick anderer Gebäude, verortet werden, was noch dazu durch extrem unspezifische Beschreibungen Stifters unterstrichen wird („das symmetrische Gebäude mit dem schönen Blechdache“ = polytechnische Schule, „ein seltsam Haus“ = Münzhaus). Das

---

<sup>134</sup> Ebd., S. 18 -19.

<sup>135</sup> Ebd., S. 11.

<sup>136</sup> Ebd., S. 39.

<sup>137</sup> Corbineau-Hoffmann, Angelika: Kleine Literaturgeschichte der Großstadt. Darmstadt: Wiss. Buchgesellsch. 2003, S. 33.

„Stadtbild“ bleibt in seiner Detailauswahl diffus<sup>138</sup>, Wien wird zu einer Stadt wie jeder anderen.

In seinem abschließenden „Gang durch die Katakomben“ schließlich wird Stifter doch noch eindeutig moralisierend. Er beklagt, dass die Fortschritte der Wissenschaft, der Technik und der Kunst nur wenigen Menschen wirklich „Menschlich-Gutes“ zuteil werden lassen. Der damit einhergehende Verlust „aller tiefer Gemütskraft und Glaubenstreue der Vorväter“ hingegen betreffe seiner Ansicht nach die gesamte Gesellschaft.<sup>139</sup> Diese Textstelle zeigt unverkennbar Parallelen zu den soziologischen Theorien von Tönnies, Durkheim und Simmel, in denen der Verlust der Tradition in der Großstadt thematisiert wird. Buxbaum verortet in diesen Formulierungen einen „Zweifel an der Fortschrittlichkeit der Zeit in Wissenschaft und Industrie.“<sup>140</sup>

Die Katakomben werden in Stifters Stadtbild ebenso zu einer Matrix für seine philosophischen Gedanken, wie alle anderen Schauplätze Wiens, an denen die Stadt exemplarisch für die gesamte Zivilisation gilt. So kommt auch Buxbaum zum Schluss, dass Wien für Stifter ein Spiegel der Welt sei: „all das ist aber nicht nur ein Abbild von Wien und seinen Bewohnern, für Stifter trifft das auf die gesamte Menschheit zu.“<sup>141</sup> Somit kann das Städtebild *Wien und die Wiener* – bei allem vorgeblichen Bezug auf eine konkrete Stadt – als weiterer Beitrag eines weit gefassten Zivilisationsdiskurses aufgefasst werden. Durch seinen moralisierenden Impetus und die altertümliche Sprache lässt sich dieser Text als Rejektion der bereits etablierten und noch zu kommenden Novitäten verstehen.

Der folgende Exkurs soll aufzeigen, wie sich die literarische Form des „Städtebilds“ im Rahmen der Auswirkungen einer umfassenden Modernitätserfahrung bzw. -krise in der Zeit um 1900 und danach wandelte. Ein völlig andere Ausprägung dieser literarischen Gattung erfährt in den 1920er Jahren bei einigen Vertretern der Avantgarde Konjunktur, wie Paul Celan, Gottfried Benn oder auch Alfred Döblin: Das Leben und seine komplexen Beziehungen werden dabei nicht mehr als einheitlicher Organismus angesehen, sondern als ein chaotisches und komplexes Gebilde.<sup>142</sup> Der universelle

---

<sup>138</sup> Wiewohl durch Recherche bzw. aufgrund der Angaben „links von dem Münzhause, blos durch jenen blauen Wasserfaden getrennt, (es ist der Neustädter Kanal)“ beispielsweise Buxbaum die Kaserne als Alserkaserne – Kanonenbohrerei identifiziert. Stifter (2005), S. 12 bzw. S. 39.

<sup>139</sup> Ebd., S. 321 – 322.

<sup>140</sup> Ebd., S. 344.

<sup>141</sup> Ebd., S. 40.

<sup>142</sup> Vgl.: Renzi, Luca: Wahrnehmung und Bild der Großstadt Von Benjamins Städtebildern und den Berliner Texten bis Döblins Berlin Alexanderplatz. In: *Derekh Judaica Urbinatensia*, 0 (2002), S. 58

Anspruch einer sinnerfüllten Welt, wie er beispielsweise bei Stifter noch vorherrscht, kann durch die Umbrüche in der Wahrnehmung durch die mittlerweile eingesetzte Moderne nicht mehr aufrecht erhalten werden. Wo Stifter noch die Geister der Ahnen anfleht und vor dem Verlust der Traditionen warnt, ist für diese Generation der Moderne das „Chokerlebnis zur Norm“<sup>143</sup> geworden. Das Gesamtbild einer Stadt, einer ganzen Welt, weicht den fragmentarischen Aufzeichnungen des Stadt-Spaziergängers oder Flaneurs.<sup>144</sup> Der Typus des Flaneurs ist in der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte untrennbar mit Walter Benjamin verbunden.<sup>145</sup> Wie Neumeyer zeigt, lässt sich dieser Typus jedoch nicht vollständig definieren (auch nicht bei Benjamin), es handelt sich dabei um ein Bündel an Funktionen, welches je nach Text unterschiedlich verwendet wird.<sup>146</sup> Gemeinsam sei all diesen Funktionalisierungen nur, dass der Flaneur „richtungs- und ziellos durch die Großstadt streift.“<sup>147</sup> „Der erste flaniert, um gesehen zu werden, der zweite, um zu sehen, der letzte, um Material zu finden.“<sup>148</sup> Im wandelbaren Warencharakter der Figur, bei der sich Benjamin nach Belieben bedient, zeigt sich aber auch sein Charakteristikum für die Moderne: Wie schon die Soziologen um 1900 erkannten, dass Mensch und Ware gleichermaßen austauschbar seien, so verfährt Benjamin mit den Funktionen des Flaneurs, die Figur wird gleichsam zur Ware. So existieren auch Städtebilder Benjamins, in denen Städte zu Allegorien werden, der Flaneur „zieht durch eine Stadt und beobachtet die Welt“.<sup>149</sup> Solche Städtebilder rekurren nicht nur auf bestehende Ordnungen von Stadt, Raum und Mensch, sondern werden zu Allegorien historischer Konstellationen.<sup>150</sup> In anderen Texten verfolgt der Flaneur autobiographische Interessen, wobei Zeit und Raum seiner Stadtpaziergänge nur als Erinnerungshilfen dienen.<sup>151</sup> Und nicht zuletzt dienen die

---

– 75, hier: S. 59.

<sup>143</sup> Benjamin, Walter: Über einige Motive bei Baudelaire. In: Gesammelte Schriften (I.2). Frankfurt: Suhrkamp 1991, S. 605-653, hier: S. 614.

<sup>144</sup> Ebd., S. 60.

<sup>145</sup> Neumeyer, Walter: Der Flaneur. Konzeptionen der Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 14.

<sup>146</sup> Ebd., S. 17.

<sup>147</sup> Ebd., S. 17.

<sup>148</sup> Ebd., S. 388.

<sup>149</sup> Vgl.: Won Lim, Suk: Die Allegorie ist die Armatur der Moderne: Zum Wechselverhältnis von Allegoriebegriff und Medientheorie bei Walter Benjamin. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, S. 76.

<sup>150</sup> Öhlschläger, Claudia: Das punctum der Moderne. Feuilletonistische und fotografische Städtebilder der späten 1920er und frühen 1930er Jahre. In: Zeitschrift für Germanistik 22 (2012), S. 540–557, hier: S. 542–543.

<sup>151</sup> Gerstner, Jahn: Das Labyrinth der Stadt - Irr- und Umwege als Schreibstrategie bei Walter Benjamin. In: Däumer, Matthias / Lickhardt, Maren et Al (Hg.): Irrwege. zu Ästhetik und Hermeneutik des

Spaziergänge Benjamins dem eigennützigen Zweck der Glossen- bzw. Feuilletonproduktion, wodurch die Literatur ebenfalls zur Ware wird. Gerstner sieht in der „Textstrategie des Irrens und des Umwegs“<sup>152</sup> der Benjamin'schen Flanerie sogar ein „poetisches Prinzip“ des Aufschubs.<sup>153</sup> Gerade durch den fragmentarischen Charakter der Aufzeichnungen und die Nichtexistenz eines logischen Fluchtpunkts oder Endes war es Benjamin möglich, immer weitere Glossen zu verfassen und sein „Passagen-Werk“ konsequenterweise unvollendet zu lassen.

### **2.2.2. Großstadtromane der Moderne**

Es wurde bereits am Beispiel Stifters gezeigt, dass Metropolen weit vor 1900 Stoff für literarische Beiträge zum Diskurs lieferten. Eine wichtige Rolle kommt auch den Großstadtromanen zu, deren Entstehungsgeschichte in diesem Kapitel nachgezeichnet werden soll.

Romane im Allgemeinen und Großstadtromane im Besonderen finden erst relativ spät Einzug in die (deutschsprachige) Literatur. Diesem Umstand liegen, dem Forschungsstand folgend, vor allem zwei Aversionen zugrunde: Eine gegen die Stadt, und eine gegen den Roman. Vom Mittelalter bis zum Barock spielten Städte in der gesamten deutschsprachigen Literatur kaum eine Rolle.<sup>154</sup> Volker Klotz sieht diesen Umstand im damaligen Weltbild begründet, in welchem die konkreten Städte von Idealbildern der Stadt, insbesondere des Himmlischen Jerusalems, zurückgedrängt würden.<sup>155</sup>

Wo bildende Kunst, wo visionäre, spekulative und selbst sachbezogene Literatur, [...] die Eigenständigkeit des Sachverhalts Stadt entkräften, kann es schwerlich verwundern, wenn der mächtige Aufschwung der Städte vom 11. zum 16. Jahrhundert auch in der Epik kaum Widerhall findet.<sup>156</sup>

Klotz zieht zwei weitere Schlüsse: Erstens, dass erst mit dem Aufstieg des Bürgertums im 19. Jahrhundert begonnen wird, die Stadt „zu verstehen und zu würdigen“. Zweitens,

---

Fehlgehens. Heidelberg: Universitätsverlag 2010, S. 113-132, hier: S. 119

<sup>152</sup> Ebd., S. 132.

<sup>153</sup> Vgl.: Ebd., S. 132.

<sup>154</sup> Siehe z.B.: Klotz, Volker: Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin. München: Hanser 1969. Bes. Exkurs I: Vorgeschichte der erzählten Stadt, S. 443 – 462.

<sup>155</sup> Ebd., S. 443.

<sup>156</sup> Ebd., S. 450.

dass die fraglos geglaubte systematische (religiös überhöhte) Weltdeutung der Erkenntnis einer „komplexen, geballten Wirklichkeitsordnung, wie die Stadt sie darstellt, im Wege steht.“<sup>157</sup>

Sengle sieht einen weiteren Grund für die Abwendung von der Stadt im weitverbreiteten „Wunschbild Land und Schreckbild Stadt“.<sup>158</sup> Ersteres, Wunschbild Land, ergibt sich – Sengle zufolge – aus einer Mythisierung des Landlebens, da die realistische Bauerndichtung die Funktion der höfischen Schäferdichtung übernommen habe, Gegenbilder eines „natürlichen, ursprünglichen, elementare, ewigen Menschen“ zu zeigen.<sup>159</sup> Zweiteres, Schreckbild Stadt, aus einem allgemeinen Misstrauen gegen die moderne Zivilisation, die in der deutschen – anders als in der französischen oder angloamerikanischen – Literatur nie ganz überwunden wurde.<sup>160</sup> Der Aufschwung der Heimatkunst um 1900 mit seiner Idealisierung des authentischen Landlebens ist eine direkte Folge dieses Misstrauens.<sup>161</sup> Erst mit dem Akzeptieren der Moderne und den damit verbundenen Umbrüchen im Weltbild kann sich die Metropole ihren Stellenwert in der Literatur erarbeiten.

Eine andere Theorie liefert Klaus Scherpe: Stand im 19. Jahrhundert in gelegentlich vorhandenen Stadterzählungen noch ein überschaubares Erzählgebiet im Mittelpunkt (Vorzugsweise mit einer Kathedrale im Zentrum, als Symbol für den Sinngehalt<sup>162</sup> – vgl. Stifters Bezug zum Stephansdom, bzw. Klotz' Ideal der heiligen Stadt), wurde die Topographie der Metropole mit deren Wachstum und der Expansion der Vorstädte immer schwieriger zu erfassen. Die Vision einer traditionellen, in sich ruhenden Lebenswelt, welche von der Industrialisierung bedroht wird, trat bereits im 18. Jahrhundert, im Zuge der Ersten Industriellen Revolution, auf und wirkte auf die deutschsprachige Literatur geradezu „traumatisch“<sup>163</sup> – das vielzitierte „Wunschbild Land und Schreckbild Stadt“ nähme in dieser Krise ihren Anfang.<sup>164</sup> Im sozialkritischen

---

<sup>157</sup> Ebd., S. 461.

<sup>158</sup> Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur. In: *Studium Generale* 16 (1963), S. 619 – 631.

<sup>159</sup> Ebd., S. 621.

<sup>160</sup> Vgl.: Ebd., S. 628.

<sup>161</sup> Vgl. Kimmich, Dorothee; Wilke, Thomas: *Einführung in die Literatur der Jahrhundertwende*. Darmstadt: WBG 2006, S. 54.

<sup>162</sup> Scherpe, Klaus: Vom Moloch zur Schalttafel. Transformationen der Großstadterzählung in der deutschen Literatur der Moderne. In: *Die Stadt als Kultur- und Lebensraum: Vorträge im Wintersemester 1990/91. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg im Wintersemester 1990/91*. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1991, S. 83 – 98, hier: S. 88.

<sup>163</sup> Ebd., S. 88

<sup>164</sup> Ebd., S. 88.

und naturalistischen Roman des 19. Jahrhunderts weiche der Stadt-Land-Gegensatz einer Opposition der Klassen.<sup>165</sup> Der Klassenkampf ersetze somit den Kampf der Zivilisation gegen die Natur. In einem weiteren Schritt entstehe ein dritter Erzähltypus basierend auf der Opposition von Masse und Individuum,<sup>166</sup> die von Simmel im Rahmen von „Die Großstädte und das Geistesleben“ theoretisch fundiert<sup>167</sup> und somit wieder in den Großstadtdiskurs eingegliedert wird. Alle diese Erzählmuster funktionieren gemäß Scherpe durch einen selektiven, reduzierenden Blick auf das komplexe Gefüge Metropole<sup>168</sup>, weshalb die Metropole selbst relativ spät von der Peripherie ins Zentrum der Literatur rückt. Der „Mangel einer zentralen Hauptstadt, wie Paris oder London, in Deutschland“<sup>169</sup> mag mit eine Ursache sein, dass erst weit nach 1900 die Moderne und somit die Metropole in den Fokus deutschsprachiger Literaturproduktion treten. Im süddeutschen Raum verortet Sengle auf der Grundlage einer „erweiterten Urbanität“ eine immerhin „unbefangene Stadt-Land-Beziehung“, für die beispielsweise Wien einen guten Schauplatz biete.<sup>170</sup> Bei aller Dominanz als Hauptstadt handle es sich bei Wien bis zur Zeit des Vormärz allerdings immer noch um eine „Kleinstadt“<sup>171</sup>.

Die Gattung des Romans fristete in der Germanistik ebenfalls quer durch die Jahrhunderte ein untergeordnetes Dasein. So stellte bereits Goethe die Frage „Woher Romane?“ in den Raum und fand ihre Antwort in der deutsche Topographie verortet.<sup>172</sup> Der Literaturkritiker Ludwig Börne konstatierte den Deutschen noch 1825: „Die Engländer *schreiben* Romane, und wir *lesen* sie.“<sup>173</sup> Vorbehalte gegenüber der Gattung des Romans, welche als trivial galt<sup>174</sup>, was angesichts einer Fülle von Trivial- und

---

<sup>165</sup> Vgl. Ebd. S. 88.

<sup>166</sup> Ebd., S. 88.

<sup>167</sup> Vgl. „Anspruch des Individuums gegen die Übermächte der Gesellschaft“, Kap. 2.1.4.

<sup>168</sup> Scherpe, Klaus: Vom Moloch zur Schalttafel. Transformationen der Großstadterzählung in der deutschen Literatur der Moderne. In: Die Stadt als Kultur- und Lebensraum: Vorträge im Wintersemester 1990/91. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg im Wintersemester 1990/91. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1991, S. 83 – 98, hier: S. 89.

<sup>169</sup> Marggraf, Hermann: Die Entwicklung des deutschen Romans, besonders in der Gegenwart. In: Deutsche Monatsschrift für Litteratur und öffentliches Leben. Jg. 1844. Bd. 2. H. 8, S. 97-116, hier: S. 116.

<sup>170</sup> Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur. In: Studium Generale 16 (1963), S. 619 – 631, hier: S. 629.

<sup>171</sup> Ebd., S. 626.

<sup>172</sup> Steinecke, Hartmut: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München: Fink 1987. S. 25.

<sup>173</sup> Börne, Ludwig: Coopers Romane. In: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Bd. 3. Kritiken. Fragmente und Aphorismen. Stuttgart: Brodhag'sche Buchhandlung<sup>3</sup> 1840, S. 21-27, hier: S. 24.

<sup>174</sup> Kucher, Primus-Heinz: Stadt, Provinz und Natur: Zum schwierigen Erwachen der österreichischen Prosa im frühen 19. Jahrhundert. In: Dusini, Arno / Wagner, Karl (Hrsg.): Metropole und Provinz in der

Kolportageromanen nicht weiter verwunderlich scheint, waren lange Zeit ein gewichtiger Hemmschuh. Kucher verortet beispielsweise in der Blüte der Grillparzer'schen Dramenpoetik bei gleichzeitiger zurückgehaltener Tagebucharbeit eine weitverbreitete „Flucht tendenz“ vor der Prosa.<sup>175</sup> Als Prosa schließlich salonfähig wird, geschieht das in „kleinen Formen“<sup>176</sup>: Im Fin de Siècle herrscht eine Konjunktur der Skizzen, Novelletten, Briefe und Aphorismen, aber auch der nichtprosaischen kleinen Formen wie Kurzgedichten und Einaktern.<sup>177</sup> Die Vorliebe für fragmentarische Literatur lässt sich aus der modernen Krise des „unrettbaren Ich“ erklären, die auch Ursache für die Unmöglichkeit einer auf Totalität zielenden Gestaltung ist.<sup>178</sup> Aufgrund dieser beiden Aversionen gegen Romane einerseits und Städte andererseits dauerte es im deutschen Sprachraum länger als in der französischen und englischen Literatur, bis eine Verbindung aus der „Form des Romans und der Dimension der Stadt“ entstand, welche ebendort „der Moderne der zweiten [19., Anm.] Jahrhunderthälfte den Boden bereitet hat.“<sup>179</sup>

Die Großstadt stellt also den „Ort der Moderne“<sup>180</sup> dar. Der Roman ist eine für diesen Schauplatz angemessene Gattung. Dies ergibt sich aus der Offenheit des Romans für beinahe jede beliebige Thematik, sowie dem äußeren Umfang (meist mehrere 100 Seiten), der eine gewisse Geräumigkeit bietet, um der Erscheinungs- und Ereignisfülle der Stadt gerecht zu werden.<sup>181</sup> Exemplarisch als Großstadtromane genannt werden sollen hier Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* [1910] und Döblins *Berlin Alexanderplatz* [1929].

Rilkes Roman gilt als einer der ersten modernen Romane des 20. Jahrhunderts,<sup>182</sup>

---

österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Beiträge des 10. Österreichisch-Polnischen Germanistentreffens. Zirkular: Sondernummer 41. Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus 1994, S. 47 – 70, hier: S. 49.

<sup>175</sup> Ebd., S. 49.

<sup>176</sup> Fähnders, Walter: *Avantgarde und Moderne*. Stuttgart: Metzler 2010, S. 114

<sup>177</sup> Ebd., S. 114.

<sup>178</sup> Ebd., S. 114.

<sup>179</sup> Kucher, Primus-Heinz: *Stadt, Provinz und Natur: Zum schwierigen Erwachen der österreichischen Prosa im frühen 19. Jahrhundert*. In: Dusini, Arno / Wagner, Karl (Hrsg.): *Metropole und Provinz in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Beiträge des 10. Österreichisch-Polnischen Germanistentreffens. Zirkular: Sondernummer 41. Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus 1994, S. 47 – 70, hier: S. 49.

<sup>180</sup> Fähnders, Walter: *Avantgarde und Moderne*. Stuttgart: Metzler 2010, S. 148.

<sup>181</sup> Klotz, Volker: *Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin*. München: Hanser 1969, S. 17 – 18.

<sup>182</sup> Siehe z.B. Krysztofiak, Maria: *Das Spannungsfeld von Großstadt und Provinz in Rilkes Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. In: Dusini, Arno / Wagner, Karl (Hrsg.): *Metropole und Provinz in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Beiträge des 10. Österreichisch-

welcher zudem ganz im Zeichen einer umfassenden Krisenerfahrung der Moderne steht.<sup>183</sup> Dorothea Lauterbach sieht ihn am Beginn einer langen Reihe von Werken, die nach Lösungen für die Probleme der Moderne suchen.<sup>184</sup>

Ganz im Sinne der oben (Kap. 2.1.5.) beschriebenen Gegensätze der Moderne gestalten sich auch jene *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*: Die Identität des Ich-Erzählers zeigt Auflösungserscheinungen, ebenso wie die ihn umgebende Wirklichkeit. Die Form – halb Roman, halb Lyrik, die Verschmelzung der kleinen Formen zum Gesamtwerk – sowie die zweigeteilte Topographie – Kindheit auf dem Lande, Erwachsenwerden in der Stadt – spiegeln diese Gegensätze wider. Während die Passagen, welche in der Metropole Paris stattfinden, scheinbar lose aneinandergereihte Sinneseindrücke reflektieren, stellen die Kindheitserinnerungen auf dem Land noch Residuen eines traditionellen Erzählens dar. Eine Kindheit bzw. ein Landleben wird evoziert, das in der Retrospektive des Erwachsenen einem überschaubaren, geordneten Rahmen folgt, sodass jene zurückliegenden Erlebnisse noch traditionell erzählt werden können. Der beschauliche Effekt des Landlebens deckt sich mit den Beobachtungen der Soziologen, welche darin eine mitmenschliche Umgebung assoziierten. Die Textfragmente aus der Metropole Paris zeichnen sich nicht nur durch Unmittelbarkeit aus, sie spiegeln auch die rastlose Lebensweise ebendort. Somit reiht sich Rilke in den Diskurs ein, der die Stadt zu einem Ort der Erfahrung der Moderne und die Provinz zu einem beschaulichen Ort der Vergangenheit macht. Zwar zeigt sich Paris nicht nur von seiner schönen Seite, der Ich-Erzähler begegnet dort Krankheit, Siechtum und Tod, die Stadt dient aber hauptsächlich als Projektionsfläche für seine Reifung. Parallelen zum Städtebild in der Nachfolge Stifters sind insofern noch vorhanden, als der Anblick der konkreten Metropole Anlass für existenzialistische Überlegungen liefert. Demgegenüber stehen jedoch ein sprachlich und formal erweitertes Repertoire sowie der Fokus auf die fiktionale Biographie des Erzählers. Rilkes Roman thematisiert nicht nur zeitgenössische Großstadterfahrung, sondern nimmt diese als Initiator zur Entfaltung eines individuellen Daseinsentwurfes.<sup>185</sup> Die durch Sinneseindrücke

---

Polnischen Germanistentreffens. Zirkular: Sondernummer 41. Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus 1994, S.129 – 138, hier: S. 129.

<sup>183</sup> Kaiser, Joachim (Hrsg.): Das Buch der 1000 Bücher. Autoren, Geschichte, Inhalt und Wirkung. Dortmund: Harenberg 2002, S. 909.

<sup>184</sup> Lauterbach, Dorothea: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. In: Engel, Manfred / Lauterbach, Dorothea: Rilke-Handbuch : Leben - Werk – Wirkung. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2004, S. 318 – 332, hier: S. 319.

<sup>185</sup> Ebd., S. 324.

ausgelösten assoziativen Gedanken dienen somit dem Ausgestalten einer „menschlichen Einheit“<sup>186</sup>, wie dies in ähnlicher Form bei den späteren autobiographischen Texten von Walter Benjamin passiert. Die Stadt reflektiert zwar nicht mehr die Welt in ihrer Totalität, ermöglicht aber immerhin die nähere Identifikation eines Individuums. Der Bruch mit den Traditionen des realistischen Romans, das Außerkraftsetzen herkömmlichen Erzählens und der fragmentarische Aufbau lassen nicht zuletzt die Frage offen, ob es sich bei den *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* überhaupt noch um einen Roman als solchen handelt, inhaltlich wie formal markieren sie jedenfalls den „Durchbruch der deutschen Literatur zur Moderne“<sup>187</sup>. Das Werk ist in der deutschen Literatur beispiellos und kann demnach schwer eingeordnet werden,<sup>188</sup> mag hier mit seiner konträren Darstellung von Metropole und Provinz dennoch als Bezugspunkt gelten, wenn nicht als Vorläufer des Großstadtromans. Erst zwanzig Jahre später nämlich, im Kontext der Neuen Sachlichkeit, verschiebt sich der Gattungsparameter im großen Stil zu Romanen.<sup>189</sup> Bereits in den 1920er-Jahren erfahren Romane im Kontext der „Zeitgenossenschaft“ neue Funktionsbestimmungen und dadurch Konjunktur.<sup>190</sup> Neben der dokumentarisch-mimetischen Strategie, die beispielsweise von zahlreichen Reise- und Tatsachenromanen jener Epoche verfolgt wird, entsteht eine Strömung, die auf Realitätsbrechung und Wirklichkeitsreflexion setzt.<sup>191</sup> Letzterer ist Alfred Döblin zuzurechnen, der mit *Berlin Alexanderplatz* [1929] ein Werk vorlegt, welches allgemein als „erster und bedeutendster deutscher Großstadtroman“<sup>192</sup> gilt. Klotz vertritt gar die Meinung, Berlin Alexanderplatz sei der „erste und bis heute einzige belangvolle Roman in deutscher Sprache, der vorbehaltlos die zeitgenössische Großstadt zu seiner Sache macht.“<sup>193</sup> Die Zuordnung ist ähnlich wie bei Rilke

---

<sup>186</sup> Ebd., S. 324.

<sup>187</sup> Kiermeier-Debre, Joseph: Nachwort. In: Rilke, Rainer Maria: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. München: DTV 1997 (Orig. 1910), S.262.

<sup>188</sup> Kryzstofiak, Maria: Das Spannungsfeld von Großstadt und Provinz in Rilkes *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. In: Dusini, Arno / Wagner, Karl (Hrsg.): *Metropole und Provinz in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Beiträge des 10. Österreichisch-Polnischen Germanistentreffens. Zirkular: Sondernummer 41*. Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus 1994, S.129 – 138, hier: S. 130.

<sup>189</sup> Fähnders, Walter: *Avantgarde und Moderne*. Stuttgart: Metzler 2010, S. 260.

<sup>190</sup> Ebd., S. 260.

<sup>191</sup> Ebd., S. 260- 261.

<sup>192</sup> Vgl. z.B. Muschg, Walter: Nachwort des Herausgebers. In: Döblin, Alfred: *Berlin Alexanderplatz* [1929]. Olten: Walter 1977, S. 509. Sowie Kaiser, Joachim (Hrsg.): *Das Buch der 1000 Bücher. Autoren, Geschichte, Inhalt und Wirkung*. Dortmund: Harenberg 2002, S. 286.

<sup>193</sup> Klotz, Volker: *Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin*.

schwierig, Meinungen schwanken zwischen Expressionismus, Post-Expressionismus und Neuer Sachlichkeit, Moderne scheint der einzig gemeinsame Nenner zu sein. Ähnlich wie bei Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* handelt es sich um eine Montage verschiedenster Elemente, Döblin radikalisiert den fragmentarischen Ansatz unter Einfluss der ersten Avantgarde-Welle aber noch weiter: Während bei Rilke zumindest den einzelnen Textpassagen eine gewisse Kohärenz innewohnt, sind bei Döblin oft innerhalb eines Absatzes mehrere Stilelemente vertreten: Anzeigen, Nachrichten, Werbetexte, Liedtexte werden beinahe übergangslos zu einem chaotisch anmutenden Textkonvolut aneinandergereiht. Das Individuum zwischen den vielschichtigen Sinneseindrücken, denen es in der Stadt ausgesetzt ist, erfährt jene Krise der Moderne, die auch bei Rilke schon zum Tragen kommt. Gemeinsam ist den beiden Werken, dass sie als Versuch verstanden werden können, die mannigfaltigen flüchtigen Sinneseindrücke des Stadtlebens (bzw. der Moderne) in eine Langform zu verarbeiten, weshalb auf eine durchgängige Erzählweise zugunsten eines Panoramas verzichtet wird. Auch der Abschied von traditionellen Erzählweisen durch Methoden der Montage und Collage (lt. Fähnders die „großen ästhetischen Innovationen“ der Moderne<sup>194</sup>) oder der Diskontinuität<sup>195</sup> weist sie als modernistisch aus.

### **2.3. Katalog Stadt – Land**

Aus den obigen Ausführungen zur Großstadttheorie und zu den exemplarisch genannten literarischen Beiträgen lässt sich nun ein Katalog mit Merkmalen bzw. mit Zuschreibungen erstellen, welche die besprochenen Gegensätze zwischen Metropole und Provinz zusammenfassen:

---

München: Hanser 1969, S. 372.

<sup>194</sup> Fähnders, Walter: *Avantgarde und Moderne*. Stuttgart: Metzler 2010, S. 149.

<sup>195</sup> Vgl.: Kimmich, Dorothee; Wilke, Thomas: *Einführung in die Literatur der Jahrhundertwende*. Darmstadt: WBG 2006, S. 51.

	Metropole	Provinz
Erzählweise	modern	traditionell
Individuum	zerrissen	im Reinen
Gefühle	oberflächlich, blasiert, abgestumpft	wahrhaftig, „rein“
Sinneseindrücke	chaotisch	geordnet
Lebensweise	hektisch	idyllisch
Einstellung / Werte	progressiv, modern, anti-traditionell	konservativ, traditionell

Diese Zuschreibungen mögen auf den ersten Blick einleuchtend erscheinen. Die besprochenen soziologischen Theorien sowie die literarischen Beiträge zeigen ein weithin einheitliches Bild der Metropole: Sie ist der Ort der Moderne, weshalb sich die Großstadtromane auch moderner Erzählweisen bedienen. Sie wird bevölkert von Individuen, deren hektische Lebensweise im Zusammenhang mit den chaotisch auf sie eindringenden Sinneseindrücken im abgestumpften zw. blasierten Gefühlsleben einhergeht. Das im Zuge der Identitätskrise zerrissene Ich, das noch dazu von den Traditionen der Väter entkoppelt wird, flüchtet sich in moderne Weltanschauungen. Die Provinz bleibt das Gegenbild dazu: Hier sind die sozialen Gefüge noch harmonisch und organisch, wie uns die Termini der „Gemeinschaft“ und der „segmentären Gesellschaft“ nahe legen: hier ist das Individuum mit sich und der Natur im Reinen, hier sind Gefühle noch wahrhaftig, wie die Heimatkunst vermittelt.

Die in diesem Diskurs so klar scheinenden Grenzen zwischen Metropole und Provinz verschwimmen allerdings bereits um 1900, wie im folgenden Kapitel noch ausführlicher gezeigt wird. Das Landleben ist nicht mehr idyllisch und losgelöst von den Entwicklungen der Zivilisation. Die Stadtmenschen flanieren längst nicht mehr nur in den Metropolen. Die beiden vormals getrennten Bereiche kommen einander immer näher, wie durch den bereits genannten Begriff der „erweiterten Urbanität“<sup>196</sup> angedeutet. Der eben aufgestellte Katalog wird im Rahmen dieser Arbeit noch verfeinert werden müssen.

---

<sup>196</sup> Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. In: Studium Generale. Zeitschrift für die Einheit der Wissenschaften im Zusammenhang ihrer Begriffsbildungen und Forschungsmethoden. H. 16. Göttingen, Heidelberg: Springer 1963, S. 619 – 631, hier: S. 629.

## 2.4. Konzept der Transdifferenz

Um die Dichotomie Metropole – Provinz zu erweitern, sei an dieser Stelle auf das Konzept der Transdifferenz eingegangen. Es handelt sich dabei um ein analytisches Konzept, das es ermöglicht, Phänomene zu beschreiben, die mit Modellen binärer Differenz nicht erfasst werden können.<sup>197</sup> Differenzen werden in diesem Kontext als binäre Oppositionen in Ordnungskategorien verstanden.<sup>198</sup> Die Merkmale des Katalogs im vorherigen Kapitel stellen demnach Differenzen dar (z.B. modern – traditionell). Der Begriff der Transdifferenz bringt diese Differenz ins Oszillieren, ohne sie jedoch aufzulösen.<sup>199</sup> Die Differenzen werden im Rahmen dieses Konzepts nicht dekonstruiert, sondern bleiben temporär suspendiert als Bezugspunkte erhalten.<sup>200</sup> Transdifferenz ermöglicht das „Aufscheinen des in dichotomen Differenzmarkierungen Ausgeschlossenen vor dem Hintergrund des polar Differenten.“<sup>201</sup> Für unser Beispiel bedeutet das, dass auch Positionen zwischen eindeutiger Modernität und Traditionalität sichtbar gemacht werden, die ansonsten durch die Exklusion der Dichotomie marginalisiert werden würden. Anstatt auf „typische“ Großstadt- und Provinzliteratur zu fokussieren, sucht diese Arbeit gerade die Zwischenpositionen des Diskurses zu finden, diejenigen Beiträge, die sich einer ad-hoc-Kategorisierung verweigern. Die mit solchen Prozessen einhergehende Verunsicherung und Ungewissheit kann im Rahmen der Transdifferenz als individuelle Erfahrung positiv umgewertet sowie kreativ und individualistisch genutzt werden.<sup>202</sup> Das Denken der Transdifferenz kann somit genutzt werden, um kategoriale Unterscheidungen zu hinterfragen.<sup>203</sup>

Obwohl die scheinbare Ordnung einer Gesellschaft zwar als natürlich und historisch kontinuierlich erscheinen mag, ist sie

von einer Metaebene aus als historisch kontingente Konstruktion beschreibbar, die ihre vermeintlich unhinterfragbare Gültigkeit der beständigen Unterdrückung von Alternativen und Differenzen in der

---

<sup>197</sup> Lösch, Klaus: Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte. In: Allolio-Näcke, Lars / Kalscheuer Britta / Manzeschke, Arne (Hrsg.): Differenzen anders denken. Frankfurt: Campus 2005, S. 26 – 49, hier: S. 26.

<sup>198</sup> Vgl.: Ebd., S. 27.

<sup>199</sup> Ebd., S. 27.

<sup>200</sup> Vgl.: Ebd. S. 27.

<sup>201</sup> Ebd., S. 27.

<sup>202</sup> Vgl.: Ebd., S. 28.

<sup>203</sup> Ebd., S. 28.

Differenz verdankt.<sup>204</sup>

Das bedeutet, alle scheinbar binären Zuschreibungen, die ein Entweder – Oder implizieren, stehen in dem Verdacht, nur durch die gelungene Unterdrückung aller Zwischenpositionen erst zu solchen geworden zu sein. Die Übereinstimmungen der betrachteten Theorien von Durkheim, Tönnies und Simmel in Bezug auf ihre Dichotomie „Stadt – Land“ muss in diesem Fall zumindest als auffällig betrachtet werden.

Klaus Lösch stützt seine Beobachtungen auf das Kulturkonzept nach Clifford<sup>205</sup>, wonach kulturelle Grenzen ebenso als Kontaktzonen, als Bereiche der Überlappung und Überlagerung aufgefasst werden können.<sup>206</sup> Transdifferenz entfalte sich besonders in solchen sogenannten „Zonen der Unbestimmtheit“<sup>207</sup>, in denen Identitätskonstrukte der beteiligten Kulturen wechselseitig in Frage gestellt werden und temporäre Positionalisierungen zwischen diesen Kulturen ermöglicht werden. Dieser Prozess der Neuverhandlung vermeintlich natürlicher Identitätskonstrukte ist traditionellerweise negativ konnotiert, stellt er doch eine Abkehr von „reinen“ Vorstellungen kultureller Identität dar, kann aber auch als „theoretischer Ort des Widerstands gegen sozialen Normierungsdruck“ konzeptualisiert werden.<sup>208</sup> Die Überwindung dieses Drucks ermöglicht zwar Individuation, erhöht aber das Risiko der Ausgrenzung seitens der traditionell positionierten Bezugsgruppen.<sup>209</sup>

Somit kann Transdifferenz als eine universalistische Weiterführung von Bhabhas Theorie der Hybridität angesehen werden.<sup>210</sup> Da sie nicht auf den spezifischen historischen Kontext des Postkolonialismus bezogen ist, kann Transdifferenz universeller eingesetzt werden.<sup>211</sup> Ein weiterer Unterschied zeigt sich darin, dass die Differenz nicht dekonstruiert, sondern als Bezugspunkt beibehalten wird.<sup>212</sup>

---

<sup>204</sup> Ebd., S. 31.

<sup>205</sup> Clifford, James: Introduction: Partial Truths. In: Clifford, James / Marcus, George E. (Hg.): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press 1986, S. 1-26.

<sup>206</sup> Lösch, Klaus: Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte. In: Allolio-Näcke, Lars / Kalscheuer Britta / Manzeschke, Arne (Hrsg.): *Differenzen anders denken*. Frankfurt: Campus 2005, S. 26 – 49, hier: S. 33.

<sup>207</sup> Ebd., S. 34.

<sup>208</sup> Vgl. Ebd., S. 40.

<sup>209</sup> Vgl.: Ebd., S. 41.

<sup>210</sup> Vgl.: Ebd.: S. 44.

<sup>211</sup> Ebd., S. 44.

<sup>212</sup> Vgl.: Ebd., S. 44.

Auch von Konzepten der Transkulturalität, wie etwa jenes nach Welsch<sup>213</sup>, lässt sich Transdifferenz eindeutig abgrenzen, da sie einerseits die Machtproblematik kultureller Diskurse nicht ausschließt und andererseits, wie oben beschrieben, von keiner Auflösung der Differenz ausgeht.<sup>214</sup>

Im weiteren Verlauf wird sich diese Arbeit weiter auf die Dichotomie „Stadt“ und „Land“ konzentrieren und zeigen, wie bereits um 1900 literarisch mit den Topoi umgegangen wird, wie sich Charaktere von „typischen“ Stadt- und Landmenschen zu alternativen Individualitätskonstrukten hin entwickeln und wo „Zonen der Unbestimmtheit“ entstehen, in denen diese Entwicklungen stattfinden.

---

<sup>213</sup> Welsch, Wolfgang:(1997). Transkulturalität: Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Schneider, Irmela / Thompson, Christian W. (Hg.): *Hybridkultur: Medien, Netze, Künste*. Köln: Wienand 1997, S. 67-90.

<sup>214</sup> Vgl. Lösch, Klaus: Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte. In: Allolio-Näcke, Lars / Kalscheuer Britta / Manzeschke, Arne (Hrsg.): *Differenzen anders denken*. Frankfurt: Campus 2005, S. 26 – 49, hier: S. 43.

## **3. Textanalytischer Teil**

### **3.1. Überblick über Korpus**

#### **3.1.1. Minna Kautskys Victoria [1889]<sup>215</sup>**

##### **3.1.1.1. Inhalt**

Der Roman spielt abwechselnd in dem fiktiven niederösterreichischen Dorf Kaltenbach und der Hauptstadt Wien. In Kaltenbach befindet sich die titelgebende Spinnfabrik Victoria, die das Leben der meisten ProtagonistInnen in der einen oder anderen Weise beeinflusst. Eingebettet in eine Liebesgeschichte und ein Panorama von Charakteren quer durch die Bevölkerung wird von den Veränderungen im Zusammenhang mit der Fabrik erzählt.

Nach anfänglichem Zögern willigt der Besitzer Riehl in den Verkauf von Victoria ein. Während der folgenden Umbau- und Modernisierungsarbeiten durch den neuen Eigentümer Field, einen Wiener Bankier, kommt es zu Arbeitslosigkeit und Armut. Die junge Hasplerin Franzel verliert als erste ihre Anstellung. Beinahe gleichzeitig lernt sie den Künstler Oswaldt aus Wien kennen, der auf dem Lande weilt, um Naturstudien anzufertigen. Er quartiert sich bei einer Hegerfamilie in den Wäldern in der Nähe des Dorfes ein, wo Franzel unverhofft eine neue Arbeit als Magd ergattert. Obwohl Oswaldt mit Hanna verlobt ist, der Tochter von Field, beginnen er und Franzel, Gefühle füreinander zu entwickeln. Bald nach Oswaldts Rückkehr nach Wien vermutet Hanna eine Liebschaft ihres Verlobten mit einem „Landmädchen“, stellt ihn zur Rede und gibt ihn frei. Sodann begibt sich Oswaldt auf die Suche nach Franzel, die plötzlich aus Kaltenbach verschwunden ist. Field verkauft die modernisierte Fabrik weiter. Nach der Neueröffnung gibt es zwar wieder Arbeit, aber weniger Lohn, weshalb die ArbeiterInnen einen Streik organisieren. Als schließlich FremdarbeiterInnen aus Böhmen den Betrieb weiterführen sollen, kommt es zur Eskalation, die auch Franzel, welche als Dolmetscherin wiedererscheint, nicht verhindern kann. Nachdem einheimische und böhmische ArbeiterInnen die selben Forderungen an die Fabrikleitung stellen, kommt es zur friedlichen Einigung. Franzel und Oswaldt heiraten.

---

<sup>215</sup> Im Folgenden wird zitiert aus: Kautsky, Minna: Victoria. 2. Bde. Zürich: Schabelitz 1889.

### 3.1.1.2. Stellung im Werkkontext

Minna Kautskys Erzählungen und Romane waren im Umfeld der sozialistischen Arbeiterbewegung um 1900 äußerst beliebt, gerieten jedoch nach dem Ersten Weltkrieg völlig in Vergessenheit. Die Aktualität der behandelten Themen, die ideologischen geprägten Aussagen sowie die weibliche Autorschaft werden dafür in der Forschungsliteratur als Gründe angesehen.<sup>216</sup> Die Bedeutung ihres Werks liegt besonders in den diskursiven Elementen. Angeregt durch die Schriften ihres Sohnes Karl Kautsky, der Theorien für die Sozialdemokratie verfasste, setzte eine Literarisierung der brennenden Fragen jener Zeit ein, allen voran der „Arbeiterfrage“ und der „Frauenfrage“.

*Victoria* erschien 1889, zu einer Zeit, als in Österreich ein Verbot „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ herrschte, und war somit Gegenstand (selbst-)zensorischer Einschränkungen.<sup>217</sup> Während der Roman von sozialdemokratischen GenossInnen wohlwollend aufgenommen wurde,<sup>218</sup> war Kautskys Werk Zeit ihres Lebens mit politisch „tendenziösen“ Vorwürfen konfrontiert.<sup>219</sup> Selbst ihr Parteifreund, der Theoretiker Friedrich Engels, riet in einem Brief von allzu deutlicher Tendenznahme ab:

Aber ich meine, die Tendenz muß aus der Situation und Handlung selbst hervorspringen, ohne daß ausdrücklich darauf hingewiesen wird, und der Dichter ist nicht genötigt, die geschichtliche zukünftige Lösung der gesellschaftlichen Konflikte, die er schildert, dem Leser an die Hand zu geben.<sup>220</sup>

Außerdem wurde ihre Nähe zum Trivial- und Unterhaltungsroman, sowie allzu schablonenhafte Figurenentwicklung bemängelt.<sup>221</sup> Diese eindeutigen Verkörperungen

---

<sup>216</sup> Vgl.: Riesenfellner, Stefan: Minna Kautskys politische Tendenzliteratur zwischen Marxismus, Darwinismus und Feminismus. In: Riesenfellner, Stefan und Ingrid Spörk (Hg.): Minna Kautsky. Beiträge zum literarischen Werk. Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1996, S. 1 – 27, hier: S. 1 - 2.

<sup>217</sup> Ebd., S. 11 - 12.

<sup>218</sup> Vgl.: „(...) ihr neuestes Werk „Victoria“ kann zu den besten Erzeugnisse ihrer Feder gerechnet werden.“ Ungenannter Verfasser: Viktoria (Rezension). In: Die neue Zeit : Revue des geistigen und öffentlichen Lebens. Jg. 7 (1889), H. 5, S. 235 – 236.

<sup>219</sup> Riesenfellner, Stefan: Zerrspiegel / Vexierbilder. „Proletarische“ und bürgerliche Kultur im Sozialroman „Victoria“. In: Riesenfellner, Stefan und Ingrid Spörk (Hg.): Minna Kautsky. Beiträge zum literarischen Werk. Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1996, S. 307 -330, hier: S. 308.

<sup>220</sup> Engels, Friedrich: Brief an Minna Kautsky. 26. November 1885 (Auszug). Zit. nach: Steinecke, Hartmut / Wahrenburg, Fritz: Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart. Stuttgart: Reclam 1999, S. 382 -383, hier: S. 382.

<sup>221</sup> Kok-Ertl, Eva: Von der „zarten Frauenblüte“ zur Genossin. In: Riesenfellner, Stefan und Ingrid Spörk (Hg.): Minna Kautsky. Beiträge zum literarischen Werk. Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1996,

von Gut und Böse waren gleichermaßen der Grund für ihre Beliebtheit in sozialdemokratischen Kreisen wie für ihre Ablehnung außerhalb. Kautskys Tendenzliteratur kann als Beitrag zur literarischen Bildungsarbeit gesehen werden.<sup>222</sup> Nach der Jahrhundertwende verlor die sozialistische Literatur rasch an Bedeutung, auch Kautskys Werke gerieten bald darauf in Vergessenheit.<sup>223</sup> Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts änderte sich die Rezeption Kautskys, z.B. im Kontext einer historischen Aufarbeitung der Arbeiterliteratur<sup>224</sup> oder feministischer Ansätze<sup>225</sup>.

### **3.1.1.3. Erzähltechnische Aspekte**

Der erste Teil von *Victoria* stellt ein Panorama dar, indem viele Charaktere eingeführt werden, welche verschiedenste Ideologien und Schichten verkörpern – ArbeiterInnen, BürgerInnen, KünstlerInnen, Arme, Reiche, Konservative und Progressive. Erst langsam kristallisieren sich Hauptfiguren sowie Haupt- und Nebenhandlungen heraus. Auf diese Weise entsteht Raum für verschiedenste Diskurspositionen, die von den einzelnen Charakteren verkörpert werden. Im zweiten Teil werden die Konflikte zugespitzt und aufgelöst. Wir haben es mit einer extradiegetischen, multipersonalen Erzählinstanz mit Nullfokalisierung zu tun.

Häufig verwendet Kautsky Stream-Of-Consciousness-Techniken, um das Innenleben der Figuren darzustellen (z.B. Gedanken des Sattlers, Bd. 1, S. 70-71; Gedanken Hannas, Bd. 1, S. 65; Selbsttäuschung Oswaldts beim Briefeschreiben, Bd. 1, S. 130-138; Sermon Pauls über die schlimme Situation in der Familie seines Schwagers, Bd. 1, S. 171; Andreas' Mordgedanken Bd. 2, S. 45). Dadurch werden die Gedanken verschiedener Figuren „nachlesbar“, was vielseitige Identifikationsmöglichkeiten gestatten würde. Durch die tendenziöse Erzählweise Kautskys (s.o.) sind antizipierte

---

S. 163 – 204, hier: S. 190.

<sup>222</sup> Ebd., S. 193.

<sup>223</sup> Gürtler, Christa / Schmid-Bortenschlager, Christa: Eigensinn und Widerstand: Schriftstellerinnen der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 1998, S. 70.

<sup>224</sup> Quatember, Wolfgang: Erzählprosa im Umfeld der österreichischen Arbeiterbewegung. Von der Arbeiterlebenserinnerung zum tendenziösen Unterhaltungsroman (1867 – 1914). Wien, Zürich: Europaverlag 1988.

<sup>225</sup> Pimingstorfer, Christa: Zwischen Beruf und Liebe. Minna Kautsky und Lou Andreas-Salomè im Vergleich. In: Klugsberger, Theresia / Gürtler, Christa / Schmid-Bortenschlager, Sigrid (Hg.): Schwierige Verhältnisse. Liebe und Sexualität in der Frauenliteratur um 1900. Stuttgart: Akademischer Verlag 1992, S. 43 – 56.

Wege der Identifikation jedoch vorgezeichnet.

Spannung wird erzeugt durch die sprachliche Kennzeichnung besonders „dramatischer“ Ereignisse, zum Beispiel durch die Verwendung von Präsens (Szenen im Fluss zwischen Mili und Paul; Szenen während des Gewitters in der Enge), rhetorischer Fragen („Wird man auf die Franzel noch hören?“<sup>226</sup>) und Perspektivenwechsel („Sie wendete den Kopf. Nein, Franzel, sieh nicht weg!“<sup>227</sup>). Ein weiteres Mittel um Spannung aufzubauen ist das Vorenthalten von Informationen („Niemand hatte gesehen, was diese Nachricht für eine Wirkung auf sie übte.“<sup>228</sup>). Diese Methoden rücken den Roman in die Nische des Kolportage- oder Erlebnisromans.

Kautsky bedient sich in *Victoria* weiterer bewährter Elemente der Unterhaltungsliteratur<sup>229</sup> wie:

- Wetter als Stimmungsverstärker:  
Schlechtes Wetter symbolisiert Bedrohungen, schönes Wetter ausgezeichnete Bedingungen. Beispiele: während der Zeit des „Aufblühens“ von Franzel in der „Enge“ blüht auch die Natur; Andreas’ Rache gegen Oswaldt wird während eines Gewitters geplant; Nebel bei Ankunft der Böhmen (ungewisses Ende);
- Kontrastierung /Schwarz-Weiß-Zeichnung:  
„Gute“ Charaktere sehen auch gut aus, „böse“ sind auch körperlich entstellt. Beispiele: der „bildhübsche“ Arbeiterführer Paul; die blassen, überreizten Kapitalisten;
- Einflechtung von Liebesgeschichten
- Tendenzroman:  
Tendenzen werden teilweise überdeutlich hervorgehoben, z.B. Armut der Arbeitslosen wird drastisch geschildert, teils regelrecht belehrend: „Im Allgemeinen bleibt es für die Wohlsituirten stets ein Räthsel [...]. Welch aufopfernde Hingebung und Selbstlosigkeit hier helfend eingreift, ahnen die wenigsten.“<sup>230</sup> Verkommenheit der Reichen bis zur Karikatur gesteigert (s.o.).

---

<sup>226</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 114.

<sup>227</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 67.

<sup>228</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 157.

<sup>229</sup> Vgl. Kok-Ertl, Eva: Von der „zarten Frauenblüthe“ zur Genossin. In: Riesenfellner, Stefan und Ingrid Spörk (Hg.): Minna Kautsky. Beiträge zum literarischen Werk. Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1996, S. 163 – 204. Bes. 186 – 190.

<sup>230</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 171-172.

### **3.1.2. Peter Roseggers Erdsegen [1901]<sup>231</sup>**

#### **3.1.2.1. Inhalt**

Der Briefroman spielt in der steirischen Provinz, größtenteils im „Adamshaus“, einem Bergbauernhof, und dem nächstgelegenen Dorf, Hoisendorf. Geschildert werden die Erlebnisse des Grazer Wirtschaftsjournalisten Hans Trautendorffer, der in der Silvesternacht mit seinen Kollegen wettet, dass er es ein Jahr als Knecht auf einem Bauernhof aushält. Im Laufe des Kalenderjahres 1897 schreibt Trautendorffer an seine Freunde Briefe, in denen er von seinen Eindrücken berichtet, und die letztendlich den Roman ergeben.

Wie aus jenen Briefen hervorgeht, hat Trautendorffer anfänglich Schwierigkeiten, eine Anstellung zu finden, kommt aber schließlich im entlegenen „Adamshaus“ unter, wo ein Knecht dringend gebraucht wird. Obwohl Hans, ohne Erfahrung in der Landarbeit, zunächst als Knecht denkbar ungeschickt hantiert, wird er aus Mangel an Alternativen am Hof behalten. Mit der Zeit gewöhnt er sich an die schwere Arbeit, die karge Ernährung und ganz allgemein an die Entbehrungen des Bauernlebens.

Barbel, die Tochter des Hofes, verhält sich im Lauf des Jahres immer sonderbarer, weil sie ihre uneheliche Schwangerschaft vor der Familie geheim halten will. Trautendorffer, obwohl selbst in Barbel verliebt, bemüht sich, den Kindsvater, einen Dorfschullehrer namens Winter, zur Heirat mit Barbel zu bewegen, um die Ehre des Mädchens wiederherzustellen. Als sich Winter endlich dazu durchringt, um Barbels Hand anzuhalten, stirbt der Vater und Barbel erleidet kurz danach eine Fehlgeburt. Als auch noch der Bruder Rocherl verschwindet, ist Trautendorffer plötzlich der einzige Mann im Haus und muss sich um alles kümmern. Nach einem vereitelten Mordversuch Rocherls an dem Lehrer, der Barbel noch immer nicht gehehlicht hat, sucht Winter das Weite. Der Wetteinsatz von 20.000 Kronen, der die Zukunft des Hofes absichern könnte, droht aufgrund finanzieller Engpässe bei den Schuldnern nicht eingelöst werden zu können, obwohl Hans auf bestem Wege ist, die Wette zu gewinnen. Er und Barbel gestehen einander ihre Liebe und heiraten. Infolge einer Veröffentlichung der Briefe als Buch steht schließlich doch Geldsegen ins Aussicht.

---

<sup>231</sup> Im Folgenden wird zitiert aus: Rosegger, Peter: Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Leipzig: Staackmann 1928 [1901].

### 3.1.2.2. Stellung im Werkkontext

Zum Zeitpunkt, als *Erdsegen* erstmals veröffentlicht wurde, war Rosegger bereits ein bekannter „Volksschriftsteller“, wie nicht nur der einträgliche Vertrag mit dem Leipziger Verleger Staackmann beweist. Er wurde nicht nur als Autor, sondern auch als öffentliche Figur wahrgenommen, als nationaler Identitätsstifter, als Kirchen- und Schulgründer.<sup>232</sup> Wagner bringt seine Präsenz mit einer griffigen Formel auf den Punkt: „Schon damals konnte man Rosegger kennen, ohne ihn lesen zu müssen.“<sup>233</sup> Bei allen „zivilisationsfeindlichen“<sup>234</sup> Tendenzen, die Rosegger stets vorgeworfen wurden, wehrte er sich jedoch Zeit seines Lebens gegen die Vorwürfe der „Bauerntümelei“<sup>235</sup>. Anstatt nur die Vorlieben seines ländlichen Stammpublikums zu bedienen, sieht ihn Johnston als Vermittler zwischen Stadt und Land.

Peter Rosegger beschrieb das Leben der Dorfbewohner zu einer Zeit, als die damit verbundenen Werte in Wien, Berlin und Paris von der Sozialwissenschaft genau unter die Lupe genommen wurden. Sein Beitrag bestand darin, das Dorf jenen näherzubringen, die andernfalls vielleicht eine zu scharfe Trennlinie zwischen Dorf und Stadt gezogen hätten. Auf eine für Stadtbewohner nachvollziehbare Weise zeigte er auf, wie die Dorfbewohner von all den Theorien über sie unberührt blieben.<sup>236</sup>

Diese Ansicht vertritt auch Karl Wagner: „Das im Repertoire des Romans beschlossene Bildungswissen und der städtische Bildungsbürger als Adressat der Briefe verweisen auf das intendierte Lesepublikum.“<sup>237</sup>

Insbesondere das Spätwerk Roseggers bestehe, so Wagner, aus „Anstiftung zur Tat oder besteht aus öffentlichen Taten“<sup>238</sup>. Das soziale Engagement, sowie das Œuvre Roseggers, zeigen bei aller innewohnenden Fortschrittskritik Bestrebungen, zwischen Tradition und Moderne zu vermitteln, auch wenn dieses Konzept in *Erdsegen* nicht

---

<sup>232</sup> Wagner, Karl: Rosegger und die Dialektik der Gegenaufklärung. In: In: Schmidt – Dengler / Wagner (1999), S. 186 – 203, hier: S. 187.

<sup>233</sup> Ebd., S. 187.

<sup>234</sup> Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. In: Studium Generale. Zeitschrift für die Einheit der Wissenschaften im Zusammenhang ihrer Begriffsbildungen und Forschungsmethoden. H. 16. Göttingen, Heidelberg: Springer 1963, S. 619 – 631, hier: S. 628.

<sup>235</sup> Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur : der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 367.

<sup>236</sup> Johnston, William M.: Peter Rosegger: ein Leben zwischen Stadt und Land, ein Jubiläum zwischen Wechsel und Dauer. In: Schmidt – Dengler / Wagner (1999), S. 14 – 22, hier: S. 19.

<sup>237</sup> Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur: der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 363.

<sup>238</sup> Wagner, Karl: Rosegger und die Dialektik der Gegenaufklärung. In: In: Schmidt – Dengler / Wagner (1999), S. 186 – 203, hier: S. 200.

vollständig aufgeht. Am Ende setzt der frischgebackene Bauer Trautendorffer auf „moderate Veränderung im Sinne des zeitgenössischen Fortschrittsglaubens“<sup>239</sup>, wiewohl die utopische Harmonie im Roman diffus und somit inexistent bleibt.<sup>240</sup>

### **3.1.2.3. Erzähltechnische Aspekte**

In *Erdsegen* haben wir es – der „historisch obsolet gewordenen Form des Briefromans“<sup>241</sup> entsprechend – mit einem intradiegetischen, monoperspektivischen Erzähler zu tun. Erzählt wird durchgängig aus der Perspektive Trautendorffers. Was die Adressaten der Briefe retour schreiben, wird nur selten angedeutet.

Mein lieber, treuer Freund! Willig füge ich mich dem Vorschlage, in meinen Briefen den Inhalt der deinigen nicht weiter zu berühren. Du willst einheitliche Stimmung haben in den Berichten aus dem Adamshause. So was wie ein Roman!<sup>242</sup>

Dennoch findet man auch danach noch fallweise eine Anrede des Lesers. Die meisten der Briefe, gegen Ende überhaupt alle, werden übrigens an einen gewissen „Alfred“ adressiert, der sich – aus Trautendorffers Andeutungen ergebend – um eine Herausgabe als Roman bemüht (eine Anspielung auf den tatsächlichen Herausgeber Alfred Staackmann<sup>243</sup>). Im Text selbst wird somit auf die Entstehung des Romans aus den „vertraulichen Briefen“ Bezug genommen, was der Erzähler aber als völlig unbeabsichtigt darstellt. Im vorletzten Brief, den Vorschlag des Freundes erwidern, schreibt er:

Du meinst, daß ich meine Sonntagsbriefe aus dem Adamshaus veröffentlichen soll? Daß sie Aufsehen erregen müßten, sagst du. Ist das dein Ernst? Während ich glaubte, ein zugereister, notiger Bauernknecht zu sein, wäre ich Schriftsteller gewesen!<sup>244</sup>

Die artifizielle Machart der Briefe macht jedoch klar, dass der Roman von Anfang an beabsichtigt war (wenn nicht von der Erzählinstanz, so immerhin vom Autor). Es

---

<sup>239</sup> Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur : der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 369.

<sup>240</sup> Vgl.: Ebd., S. 369.

<sup>241</sup> Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 359.

<sup>242</sup> Rosegger, (1928), S. 119.

<sup>243</sup> Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 364.

<sup>244</sup> Rosegger (1928), S. 384.

handelt sich somit um eine Art Meta-Roman. Kunstvoll wird anfangs die Vorgeschichte eingewoben. Erst nach erfolgter Exposition beginnen die Figuren zu handeln, elaborierte Formulierungen negieren die Authentizität des Austauschs zwischen Freunden, zumal die Briefe vorgeblich im Stall, neben Ochsen, und bei schlechter Beleuchtung verfasst werden.<sup>245</sup> Über den sprachlichen Stil heißt es:

Möge dein ästhetisches Urteil mir gnädig sein – es ist der Dreschflegelstil. Mit starren Gliedern und vollem Herzen schlägt man nicht die schöngewundenen Spaziergänge durch den Rosengarten der deutschen Kunstsprache ein. Da geht's geradeaus durch Strupp und Strauch.<sup>246</sup>

Spannung wird erzeugt durch häufige Analepsen, Informationen werden vorenthalten und nachgereicht (Beispiele: die Kerze geht aus; Hans hat keine Zeit, um weiter zu schreiben; etc.). Aber auch Vorausdeutungen von späteren Ereignissen (Krankheit des Vaters; getrübe Stimmung von Barbel) finden statt.

Komik entsteht aus dem Unwissen und der Ungeschicktheit des gebildeten Stadtmenschen, sowie aus kulturellen Diskrepanzen zwischen bäuerlicher und „städtischer“ Lebensweise (Haarwuchs), aber auch Anekdoten betont bäuerlicher Dummheit (Viehhandel).

Unterricht: Der Ich-Erzähler berichtet dem vorgeblich unkundigen Adressaten teilweise lehrerhaft von bäuerlichen Traditionen und bezeichnet dies auch so:

Unterricht: Die Wolle, die am vorigen Herbste den Schafen vom Leib geschoren und dann tüchtig gelaugt worden ist, hat verfilzte Strähne und muß locker gezupft werden. Dann kommt sie unter die Krampel (Kraue), endlich auf den Spinnrocken.<sup>247</sup>

All diese Merkmale deuten auch in diesem Fall auf eine Konzipierung als Unterhaltungsliteratur hin. Durch die durchgängige Perspektive wird eine Identifizierung mit der Hauptfigur erleichtert, die Gedanken anderer Charaktere bleiben ausgeklammert.

---

<sup>245</sup> Vgl. Rosegger (1928), S. 69. und S. 83.

<sup>246</sup> Rosegger (1928), S. 89 – 90.

<sup>247</sup> Rosegger (1928), S. 84.

## 3.2. Literarische Darstellung der Lebensaspekte in Metropole und Provinz

### 3.2.1. Wirtschaft

Am Beginn der Textanalyse der beiden Romane von Kautsky und Rosegger soll die Darstellung der wirtschaftlichen Aspekte stehen. Begonnen wird mit *Victoria*, da der Titel des Romans den Namen einer Fabrik enthält und sich die Betrachtung der ökonomischen Auswirkungen daher anbietet.

Die Darstellung eines der Schauplätze in diesem Roman, des Dorfs Kaltenbach, beginnt zunächst mit einem ländlichen Idyll:

In dem engen Thale Niederösterreichs, Kaltenbach, das ein Flößchen im raschen Gefäll durchströmt und das zu beiden Seiten von reichbewaldeten Hügeln umgeben ist, war indeß die Temperatur zu dieser späten Nachmittagsstunde bereits angenehm gemildert und die Luft von dem würzigen Dufte der nahen Föhren und Fichtenwäldchen erfüllt.<sup>248</sup>

Bereits auf Seite 2 wird diese bukolische Ansicht relativiert und auf Umbrüche in der Ökonomie hingewiesen, wenn festgestellt wird, dass Großbauern „in dieser Gegend, in der alljährlich neue Villen und Gartenanlagen“ entstehen, überhaupt nicht mehr zu finden seien, was dem Sattlermeister als ein „bedrohliches Symptom“ und eine „grenzenlose wirtschaftliche Miserabilität“ erscheint.<sup>249</sup> In der Perspektive des Sattlers wird die Abweichung von der Agrarwirtschaft als Bedrohung angesehen. Gleichsam als Bestätigung dieser Vorahnung schrillt sogleich der Pfiff der Lokomotive, die in den Ort einfährt und damit den allgemeinen Einzug der Moderne in das ländliche Idyll ebenso symbolisiert, wie den wirtschaftlichen Niedergang des Handwerkers. Denn da die Eisenbahn Schritt für Schritt die Ochsenfuhrwerke ersetzt, besteht auch immer weniger Bedarf an Kummerten, einst Haupteinnahmequelle des Sattlers. Konkurrenz in Form eines zweiten Sattlers, der noch dazu bereit ist, billiger zu arbeiten und Tapezierarbeit zu übernehmen, liegt buchstäblich gegenüber.

Die Tochter des Sattlers, Emilie, genannt „Mili“, plant bereits, sich mit dem Nähen von Kleidern eine selbstständige Existenz aufzubauen, da sie um die geänderte wirtschaftliche Lage Bescheid weiß. Dieses Vorhaben, den „harten Kampf um die

---

<sup>248</sup> Kautsky, Minna: *Victoria*. Bd.1. Zürich: Schabelitz 1889, S. 1.

<sup>249</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 2.

Existenz“ zu meistern, glaubt sie „mit all dem Stolz und der Selbstüberhebung eines Bürgermädchens“ „spielend zu bewältigen.“<sup>250</sup> Der Sattlermeister selbst muss kurz darauf eingestehen: „Was ist denn ein Handwerker heutzutage anders als ein Hungerleider.“<sup>251</sup> Der überhebliche Stolz des BürgerInnenstands wird trotz dieser Äußerung noch eine Weile aufrecht erhalten. Der Unterschied zu ProletarierInnen wird bald darauf recht drastisch geschildert, als die ArbeiterInnen der titelgebenden Spinnfabrik Victoria, sowie jene der Sensen- und Feilenfabrik, am Haus des Sattlers vorbeimarschieren.

Die Arbeiter der Spinnfabrik sahen heruntergekommen aus, blaß und hager, und doch waren es zumeist junge Leute, und von den Mädchen mochte kein einziges das fünfundzwanzigste Jahr überschritten haben. Die Schlosser und Schmiede, die in gesonderten Gruppen gingen, unterschieden sich von den Spinnern in auffallender Weise. Sie waren kräftig und robust und in ihrem Gange schon drückte sich etwas Freieres, Bewußteres aus. Diese waren noch nicht zum bloßen Knecht der unaufhörlich arbeitenden Maschine herabgesunken. Sie waren vom Ruß geschwärzt, aber aus den dunklen Gesichtern blitzten intelligente Augen.<sup>252</sup>

Wie die wirtschaftlichen Faktoren, in diesem Fall die Arbeitsbedingungen, das Leben der Klassen beeinflussen, wird an dieser Stelle bereits angedeutet, aber erst auf den folgenden Seiten genauer ausgeführt. Die Arbeit in der Spinnfabrik wird als laut, schmutzig und anstrengend beschrieben. Die Luft ist heiß und schwül, da die Fenster nicht geöffnet werden dürfen.<sup>253</sup> Eine „vorschriftswidrige Anordnung“, bei der die Hasplerinnen auf einer dünnen, vibrierenden Zwischendecke hantieren, wird erwähnt.<sup>254</sup> Immer wieder wird betont, wie die Tätigkeit die ArbeiterInnen ermattet und erschöpft, körperlich wie geistig: „Das Menschenmaterial nützt sich rasch ab und wird rasch ersetzt.“<sup>255</sup> Das Proletariat wird auf diesen ersten Seiten in all seiner Erbarmungswürdigkeit gezeigt, die Tendenznahme Kautskys wird bereits auffällig. Gleichzeitig wird deutlich, wie die ArbeiterInnen von der Betriebsleitung nicht als Menschen, sondern als Waren behandelt werden, die beliebig austauschbar sind. Konrad Riehl ist mit seiner Rolle als Fabrikbesitzer überfordert. An Reichtum, nicht an Beschäftigung gewöhnt, erbt er die Fabrik und seine „edle feinfühligte Natur“ ist dem

---

<sup>250</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 5-6.

<sup>251</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 12.

<sup>252</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 7.

<sup>253</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 29.

<sup>254</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 28.

<sup>255</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 30.

Geschäftsleben nicht gewachsen, „die Wahl seines Direktors schon war eine unglückliche gewesen.“<sup>256</sup> In dieser bereits unter schlechten Vorzeichen stehenden Situation vertraut er sich dem millionenschweren Großindustriellen und Finanzier Heinrich Field an, der ihm empfiehlt, die Fabrik zu liquidieren, damit sie anschließend von demselben modernisiert und in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden kann. Neue selbstarbeitende Maschinen sollen einen Großteil der ArbeiterInnen überflüssig machen, um konkurrenzfähig zu bleiben. Protesten der einheimischen ArbeiterInnenschaft will er mit Fremdarbeitern begegnen. „Damit erdrücken wir alles,“ rief Field, (...) „und unsere Kapitalien, durch nichts beeinträchtigt, würden wachsen in geometrischer Progression.“<sup>257</sup> Der in Wien ansässige Field stellt damit den Archetyp eines gewissenlosen Kapitalisten dar, der damit in Opposition zum feinfühligem Landbewohner Riehl steht, der zumindest noch ein wenig Kontakt zu seinen ArbeiterInnen hat und diese nicht noch unglücklicher machen will. Die Parallelen zu den Diskursbeiträgen von Simmel, Tönnies und Durkheim sind unübersehbar: Der wirtschaftliche Betrieb auf dem Land, gleichsam auf organische Weise gewachsen, wird in gewisser Weise noch immer traditionell geführt, während Field, der städtische Unternehmer, bereits den Warencharakter der Angestellten verinnerlicht hat und keine Skrupel kennt, wenn es darum geht, Reichtum anzuhäufen. Der Gegensatz Stadt – Land zeigt sich somit auch in den Ideologien der ansässigen Wirtschaftstreibenden. Schließlich willigt Riehl doch in den Verkauf der Fabrik und des umliegenden Besitzes, darunter der Park und die neue Villa, ein. Sodann beginnt der neue Eigentümer Field mit den Einsparungen.

Die junge Hasplerin Franzel verliert als erste ihre Arbeit, weil sie ihren Dienstantritt einmalig verschläft. Gleichzeitig sucht der Liebhaber ihrer Tante, bei der sie wohnt, das Weite, wodurch die beiden Frauen in finanzielle Bedrängnis und regelrechte Existenzängste kommen. „Die Franzel saß still und verschüchtert in einem Winkel – sie wäre am liebsten gestorben. Es kam ihr vor, als hätte sie kein Recht zu leben; und wovon auch, wovon?“<sup>258</sup> Franzel wurde, wie wir aus Analepsen erfahren, ihr ganzes Leben lang gleich einer Ware verschoben: Von der Mutter ins Findelhaus, von dort zu Pflegeeltern, von dort zur Tante, von der sie als Arbeitskraft und Einnahmequelle

---

<sup>256</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 37.

<sup>257</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 39.

<sup>258</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 113.

betrachtet wird.<sup>259</sup> Nach einer derart geprägten Weltanschauung ist es nicht verwunderlich, dass Franzel ihr Recht zu leben – ohne Arbeit, ohne Einkommen, und somit ohne finanziellen Wert – infrage stellt. Die Gesellschaftsformen, in denen Menschen wie Produkte behandelt werden, sind – den Großstadttheorien zum Trotz – bereits in die Provinz vorgedrungen. Die Einsparungen in der Fabrik betreffen jedoch nicht nur Franzel, sondern schlussendlich das ganze Dorf. Abwanderung, Armut, Alkoholsucht sind die Folgen der Entlassungswelle, die oft ganze Familien betreffen und kaum Hoffnung zulassen (siehe z.B. die tendenziös angebotenen Erklärungen, warum Arbeitslose dem Alkohol verfallen<sup>260</sup>). Kautsky kontrastiert immer wieder Einzelschicksale mit jenen der Masse:

Die Arbeiter nahmen diese Hiobsposten mit trüber und stumpfer Ergebung entgegen. Sie fühlten, daß sie nicht die geringste Macht besaßen, um sich vor den Wechselfällen ihrer Existenz zu schützen. [...] Und Jeder hoffte für sich, hoffte, daß er den Sieg über einen Genossen davontragen würde, der in diesem schrecklichen Kampf um's Dasein schwächer organisirt war, oder in schlimmeren äußeren Verhältnissen sich befand.<sup>261</sup>

Anstatt sich zu solidarisieren, reagieren die ArbeiterInnen egoistisch. Hier zeigt sich mitten in der Provinz der von Simmel als Merkmal der Stadt theoretisierte Kampf des Individuums gegen die Masse: Auf der verzweifelten Suche nach Arbeit sehen sich die Proletarier gezwungen, ihre eigenen GenossInnen auszustechen, jede Schwäche der anderen zum eigenen Vorteil zu nutzen und somit selbst die berechnende, unsolidarische Denkweise des Fabrikbesitzers Field zu übernehmen.

Einen Gegenpol zu diesen egoistischen Tendenzen verkörpert die Nebenfigur des Pechers Leopold Berger, genannt, der „Pecher Poldl“. Als eine Art antikapitalistischer Freiberufler lebt er vom Sammeln des Baumharzes in den umliegenden Wäldern, hält sich an keine festen Arbeitszeiten, hat keine Familie und stellt somit einen „Freigeist“ dar. Ihm ist unverständlich, wieso die ArbeiterInnen so sehr erpicht auf Lohn und Arbeit sind:

Und sie arbeiten mit einer Gier, mit einer Hartnäckigkeit, und Einer will mehr arbeiten wie der Andere, und Einer nimmt dem Andern die Arbeit weg, reißt sie ihm förmlich aus den Händen. Und da kann man dann sehen, wie die Einen zu Grund' gehen, weil sie zu viel gearbeitet haben, und die Andern zu Grund' gehen, weil sie gar keine Arbeit haben. Es ist ein

---

<sup>259</sup> Vgl.: Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 78-79.

<sup>260</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 168-169.

<sup>261</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 158 – 159.

Widersinn, es ist eine Sünd' sozusagen, aber ich will mich der nicht theilhaftig machen. – Frei, froh und faul, das ist mein Wahlspruch und dabei bleib ich.<sup>262</sup>

Im Gegensatz zum Egoismus und zur Geldgier, die ihn auch in der Provinz umgeben, stellt der Pecher Poldl somit einen der wenigen „Naturmenschen“ in *Victoria* dar, einen der letzten Vertreter jener auf Solidarität gebauten „segmentären Gesellschaft“ gemäß Durkheims Theorie.

Die Lage für die ArbeiterInnen der Spinnfabrik verschlechtert sich indes ständig: nach dem Umbau verzögert sich die Inbetriebnahme durch den Weiterverkauf, schließlich wird ihnen angeboten, in anderen Fabriken in Böhmen unterzukommen. Obwohl vermutet wird, dass die Aktiengesellschaft damit „eine gewisse Fürsorge bekunden“ möchte, wird dem Aufruf von der Arbeiterschaft mit „großem Mißtrauen“ begegnet.<sup>263</sup>

Mit Leichtigkeit lässt sich hinter dieser „Fürsorge“ eine weitere Möglichkeit zur Geldvermehrung seitens der Eigentümer vermuten, wobei billiges Menschenmaterial benötigt wird. Durch die Notlage bleibt vielen ProletarierInnen dennoch nichts anderes übrig, als dem Willen der neuen Eigentümer Folge zu leisten. Erhöhte Mobilität stellt in *Victoria* einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor dar: Immer weniger DorfbewohnerInnen bleiben in ihrer Tätigkeit ortsgebunden. Die zuvor bereits erwähnte Abwanderung aus Arbeitsmangel stellt einen Aspekt der Arbeitsmigration dar, die Bereitschaft, nach Böhmen zu pendeln, einen anderen. Der technische Fortschritt erleichtert diese Mobilität zwar, gleichzeitig wird sie aber zur Voraussetzung, um wirtschaftlich am Ball zu bleiben, und damit zu einer Belastung.

In einer für den Roman zentralen Szene treffen Schmiede aus der Sensenfabrik und mittlerweile arbeitslos gewordene Spinnereiarbeiter auf den faulenzenden Pecher Poldl. Die Hasstiraden der Arbeiter auf die Maschinen, welche sie ihrer Existenzgrundlage berauben, werden von Aussagen des Pechers unterbrochen, der im Gegenteil die Maschinen lobt, da sie den Menschen die mühselige Arbeit abnehmen.<sup>264</sup> Gleichzeitig erklärt er, wie er selbst in seiner Tätigkeit als Pecher von den Maschinen abhängig sei: „Sogar das unschuldige Pech, das wir da aus unsern Wäldern herausdestilliren, ist in seinem Wert von der Dampfmaschine abhängig geworden.“<sup>265</sup> Er führt weiter aus, wie

---

<sup>262</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 51.

<sup>263</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 44.

<sup>264</sup> Vgl.: Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 162 - 163.

<sup>265</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 164.

der Preis für das von ihm gesammelte Pech beispielsweise von Zugverbindungen während des amerikanischen Kriegs, also von der Weltwirtschaftslage, abhängig sei, sehr zum Erstaunen der Arbeiter, die ihn vermeintlich unabhängig sehen.<sup>266</sup>

Beigepflichtet wird ihm nur von einer weiteren Nebenfigur, dem Schmied Paul Huber: „So ist es, und fragt den Bauern, fragt den Handwerker, fragt, wen ihr wollt, Niemand steht heute so isoliert in der Welt, daß er von der Maschine unberührt bleiben könnte.“<sup>267</sup> Die Arbeit in der Provinz wird dadurch in die globale Ökonomie eingebettet gezeigt, eine weitere Entwicklung im Umbruch. Die Industrielle Revolution betrifft somit Stadt und Land gleichermaßen.

Huber nutzt diese Gelegenheit, um an die übrigen Arbeiter zu appellieren, sich zu organisieren und von „Sklassen zu Herren der Maschine“<sup>268</sup> zu werden. Während der folgenden Brandrede wird Huber als der Vorzeigetypus eines Arbeiterführers präsentiert, der es versteht, mit „energischer“ Stimme und „leuchtenden“ Augen die anderen Arbeiter zu begeistern:

Vereinzelt vermögt Ihr Nichts, und mit dem Sparen kommt Ihr nicht vom Fleck. Aber sobald wir vereint sein werden, werden wir Alles können. Dann werden wir die Staatsmacht erobern und die Maschine zu einem Werkzeug des öffentlichen Wohles umgestalten. Dann, seid dessen versichert, werden wir um so mehr Brot haben, je mehr Arbeit uns die Maschine abnimmt. Und wenn sie uns arbeitslos macht, so wird es nicht geschehen, um uns in den Kehricht zu werfen, sondern um uns frohen Genuß zu geben und Muße zu freier Bethätigung in Wissenschaft und Kunst.<sup>269</sup>

Ausgerechnet, als Huber im Geiste schon ein siegreiches „Viktoria“ ausruft, wird er vom Husten eines erkrankten, arbeitslosen Spinners unterbrochen, worauf sich die Ansammlung hilfesuchend auflöst. Diese Szene kann deshalb als zentral angesehen werden, weil in ihr die zugrundeliegende sozialistische Tendenz ungeniert zum Vorschein kommt und sie gleichzeitig als symptomatisch für die gesamte Handlung des Romans gelten kann: verschiedene Anschauungen prallen aufeinander, die Arbeiterbewegung befindet sich im Entstehen, eine Lösung in der „Arbeiterfrage“ ist aber noch nicht in Sicht. Möglicherweise verarbeitet Kautsky damit einen Kritikpunkt von Friedrich Engels. Im bereits oben erwähnten Brief an Kautsky schreibt er, die

---

<sup>266</sup> Vgl. Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 164.

<sup>267</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 164.

<sup>268</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 166.

<sup>269</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 166-167.

Autorin solle sich nicht genötigt fühlen, die zukünftige Lösung der gesellschaftlichen Konflikte vorwegzunehmen.<sup>270</sup> Der Brief stammt aus dem Jahr 1885, vier Jahre vor Erscheinen von *Victoria*, und könnte somit eine Ursache dafür sein, dass Kautsky hier zwar programmatische Problemlösungen anbietet, diese jedoch nicht im umfassenden Maß angewandt werden.

Nach dem Tod seines Sohnes verschreibt sich Paul Huber schließlich ganz der Bewegung.<sup>271</sup> Als er dem bürgerlich-stolzen Handwerker Brandhofer einen flammenden Vortrag über die Zukunft des Proletariats und den Klassenkampf hält, wird er jedoch wieder unterbrochen, diesmal von sich selbst:

„Wir wollen unseren Kindern – “ Er hielt plötzlich inne, wie wenn ein dahinbrausender Strom einer Wehr begegnet, seine tiefe klangvolle Stimme, die in dem schönen Brustton der Ueberzeugung gesprochen, brach in einem Mißlaut. Er sank in einen Stuhl und schlug seine Hand vor die Augen. „Ich hab’ kein Kind mehr, ich hab das meinige begraben.“<sup>272</sup>

Trotz dieser Andeutungen, welche die Arbeiterbewegung wortwörtlich zu ersticken drohen, zum Trotz, kommt es erst gegen Ende des Romans tatsächlich zu einem Akt der Solidarität. Als die Fabrik endlich wiedereröffnet wird, leiden die ArbeiterInnen an geringeren Löhnen und Akkordarbeit und organisieren deshalb einen Streik, der ihnen ihren wohl verdienten Lohn einbringen soll. Eine weitere Existenzbedrohung erscheint allerdings in Form von böhmischen FremdarbeiterInnen, die während des Streiks einspringen und in den EinwohnerInnen von Kaltenbach den Hass entzünden.

Ihre elende kümmerliche Existenz wurde ihnen also streitig gemacht und sie hatten sie zu vertheidigen gegen Arbeiter, die in der Kultur noch zurück waren, das heißt, die noch bedürfnisloser waren als sie selbst, zäher und ausdauernder, ein noch elenderes Leben, eine noch schlechtere Behandlung sich gefallen ließen.<sup>273</sup>

Obwohl kein Klassenkampf im klassischen Sinn – beide Parteien gehören der Arbeiterklasse an – werden damit kulturelle Differenzen zwischen den KaltenbacherInnen und den BöhmInnen angedeutet, wobei „Kultur“ hier mit „Kultivierung“ gleichzusetzen ist. Der Klassenkampf wird zum Kampf der Zivilisation gegen die Unzivilisierten, der Solidaritätsgedanke innerhalb des Standes verschwindet

---

<sup>270</sup> Vgl.: Engels, Friedrich: Brief an Minna Kautsky. 26. November 1885 (Auszug). Zit. nach: Steinecke, Hartmut / Wahrenburg, Fritz: Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart. Stuttgart: Reclam 1999, S. 382 -383, hier: S. 382.

<sup>271</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 7.

<sup>272</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 78.

<sup>273</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 106.

angesichts einer Bedrohung von außen. Während der Anlass des Streiks, die „Gemeinschaft“ innerhalb der ProletarierInnen Kaltenbachs, weiter besteht, wird in der Abgrenzung gegen die FremdarbeiterInnen der „Gesellschafts“-Gedanke virulent, analog zu Tönnies' Theorie, der Gemeinschaft und Gesellschaft ein Nebeneinander einräumt (etwa im Beispiel der Handwerks Gilde, die dem Wohl aller Mitglieder dient, aber Außenstehende ausgrenzt). Die „Streikbewegung“ im Dorf übernimmt in diesem Beispiel die gemeinschaftsstiftende Funktion der Gilde oder der religiösen Bruderschaft in der Stadt.<sup>274</sup>

Inmitten jener verhassten Böhmen befindet sich allerdings auch Franzel, welche aufgrund ihrer ehemaligen böhmischen Pflegeeltern deren Sprache mächtig ist.<sup>275</sup> Als Dolmetscherin soll sie zwischen deutsch- und böhmischsprachigen Parteien vermitteln, was ihr anfangs auch gelingt; den Ausbruch der Straßenschlacht kann sie jedoch nur hinauszögern, nicht verhindern.<sup>276</sup> Nachdem sie in den Unruhen verwundet wird, kommt es doch noch zu einer friedlichen Einigung mit den Fremden, so arbeiten zu guter Letzt „die Böhmen und die Deutschen nebeneinander“<sup>277</sup>.

Die genaueren Umstände dieser Einigung überlässt Kautsky jedoch der Phantasie der LeserInnen. Trotz aller Tendenzen, die ProletarierInnen als HeldInnen darzustellen und eine sozialistische Utopie der Solidarität zu evozieren, bleibt *Victoria* die Beantwortung der „Arbeiterfrage“ letztendlich schuldig. Präsentiert wird eine Lösung im Kleinen, in der zwar die Lage im Dorf Kaltenbach gebessert wird, eine umfassende „zukünftige Lösung der gesellschaftlichen Konflikte“<sup>278</sup>, wie auch Engels sie vermeiden will, bleibt unausgesprochen. Durch die Ansammlung von Figuren aus unterschiedlichen Ständen wird ein Panorama des Provinzlebens gezeigt, das dem der Metropole nicht unähnlich scheint. Anders als bei Stifters Beschreibung von Wien lässt sich der Totalitätsanspruch einer in sich geschlossenen Welt jedoch nicht einmal mehr im Dorf halten. Etliche Aspekte des nach Ansicht der um 1900 entstandenen Theorien „urbanen“ Lebens wie erweiterte Mobilität, Austauschbarkeit von Beziehungen und Arbeitsteilung werden in *Victoria* als ebenso in der Provinz verwurzelte Praktiken dargestellt. Die Provinz reiht

---

<sup>274</sup> Vgl.: Tönnies (1935), S. 23.

<sup>275</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 78.

<sup>276</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 113-114.

<sup>277</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 127.

<sup>278</sup> Engels, Friedrich: Brief an Minna Kautsky. 26. November 1885 (Auszug). Zit. nach: Steinecke, Hartmut / Wahrenburg, Fritz: Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart. Stuttgart: Reclam 1999, S. 382 -383, hier: S. 382.

sich damit neben der Metropole als „Ort der Moderne“ ein.

Franzel ist unter den ArbeiterInnen diejenige Figur, der die sich ändernde wirtschaftliche Lage am meisten zugute kommt: In der um sich greifenden Modernisierung und Beinahe-Globalisierung kann sie aufgrund ihrer Zweisprachigkeit ihre Situation von der Hasplerin über die Magd bis zur Übersetzerin stetig verbessern. Insbesondere dem Umstand ihrer Zweisprachigkeit kommt im Kontext der Transdifferenz eine besondere Bedeutung zu: Im Differenzdenken des Nationaldiskurses ist Bilingualität bzw. Bikulturalität negativ konnotiert, da sie als Abweichung von der „reinen“, als natürlich angesehenen, Ordnung angesehen wird. In einer Welt, in der Arbeitsmigration und Mobilität auf der Tagesordnung stehen, kann sie jedoch als wertvolle Ressource dienen. Franzels Entwicklung im Zusammenhang mit der Transdifferenz wird in Kapitel 3.3.2. noch näher beleuchtet. Als sie auch noch Oswaldt heiratet, der im Begriff ist als Künstler den Durchbruch zu schaffen, ist ihre finanzielle Absicherung – wie auch ihr privates Glück – perfekt.

Andere Charaktere haben in Zeiten des ökonomischen Umbruchs nicht so viel Glück: Der Sattler muss seinen Besitz zwar aus Geldnot verkaufen, findet sich aber immerhin mit seiner neuen Rolle als Proletarier ab. Da er der Konkurrenz aus der Industrie nichts mehr entgegenzusetzen hat („Seitdem in Neustadt eine große Fabrik für Reit=, Fahr=, und Stallrequisiten sich etabliert [...].“<sup>279</sup>), beschränkt er sich auf Reparaturarbeiten und stimmt sogar der Hochzeit seiner Tochter Mili mit dem zum Werksführer avancierten Paul Huber zu. Wogegen zu Beginn noch strikte Ständetrennung zwischen BürgerInnen und ArbeiterInnen (und sogar Facharbeitern wie Schmieden) herrschte, werden diese Differenzen am Ende aufgeweicht. Eine weitere Hochzeit wird angekündigt: jene zwischen Hanna Field und Konrad Riehl, die mittlerweile beide ihren Reichtum einbüßen mussten, jedoch fähig sind, ihre neue Situation anzunehmen. War zu Beginn Riehl noch nicht vermögend genug, um seine Angebetete ehelichen zu dürfen, entsteht durch den finanziellen Abstieg beider die Chance für eine glückliche Beziehung. Kautsky kombiniert hier die Beschreibung einer Welt im wirtschaftlichen Umbruch mit zahlreichen Liebesgeschichten. Die wirtschaftlichen Interessen (besonders der Schwiegereltern) beeinflussen sogar das Liebesleben der Beteiligten. Die Liebe, der Geld von vornherein egal ist, muss trotzdem erst die ökonomischen Hürden überwinden, bevor sie in einer Heirat kulminiert.

---

<sup>279</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 123.

Soviel zur Dorfbevölkerung in *Victoria*. Die Metropole Wien stellt im ersten Band des Romans den Sitz des Kapitals und der Finanzwirtschaft dar. Die Kapitel, welche in Wien spielen, zeigen stets nur den Finanzadel, insbesondere den Bankier Field und seine Familie. Die Wirtschaftsebene, in welcher Field und seinesgleichen beschäftigt sind, wird durchwegs weniger konkret dargestellt als jene der ProletarierInnen. Als wüsste niemand so ganz genau, woher Field überhaupt seinen Reichtum bezieht, ist die Rede von seiner Tätigkeit als „Verwaltungsrath einiger Banken“ und er sei „bei mehreren großen Industriellen Unternehmungen betheiltigt“.<sup>280</sup> Sämtliche diffuse Andeutungen über seine Geschäfte münden in der logischen Begründung: „Er verstand es übrigens meisterhaft, seine Operationen in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen;“<sup>281</sup> Diese Formulierungen charakterisieren Field als undurchsichtigen Spekulanten, wie auch ein Großteil der gutsituierten Charaktere in *Victoria*, die hauptsächlich die Rollen von Antagonisten übernehmen.

Durch diese Konzentration auf die Hochfinanz in der Metropole wird auf die wirtschaftliche Lage der Unterschicht in Wien kaum eingegangen. Es gibt im ersten Band nur eine Episode, welche vom Verhältnis zwischen Armen und Reichen in der Stadt berichtet. Die Damen des Hauses Field werden von einer Modistin auf „arme schlesische Klöpplerinnen“ hingewiesen, die bei ihrer Arbeit „fast verhungern“ – aus Humanität, aus purer Wohltätigkeit müsse man jenen demnach etwas Spitze abkaufen.<sup>282</sup> Der Hinweis auf das Elend der Klöpplerinnen dient der Modistin wie den Kundinnen jedoch nur als Ausrede für den Ver- bzw. Einkauf.

Der Beginn des zweiten Bandes, eine Beschreibung der pulsierenden Metropole Wien, ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Nicht nur stellt die Schilderung der Stadt die Antithese zur Landschaftsbeschreibung am Beginn des ersten Bandes dar, hier wie dort wird das erwartete Bild aufgebrochen. Im Stadtpanorama Wiens finden sich nicht nur die „Vielbeschäftigten und Müßiggänger aller Kategorien“, beides typische Großstadtcharaktere, sondern auch das Lumpenproletariat, welches sein „elendes Dasein“ fristet.<sup>283</sup> In der Stadt herrscht hektische Betriebsamkeit, viel Verkehr (ein altes Mütterchen wird überfahren), zwischendurch begegnen wir Müßiggängern, Wäscher mädchen und Prostituierten. Diebstahl, Bettelei und Tod stehen an der

---

<sup>280</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 57.

<sup>281</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 57.

<sup>282</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 67.

<sup>283</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 1.

Tagesordnung. Und mittendrin: ausgerechnet der Pecher Poldl, der „dieses Gewühl mit einiger Verwunderung“ betrachtet.<sup>284</sup> Hierbei handelt es sich um ein Panorama quer durch alle Schichten, in der eine moderne, pulsierende und chaotische Metropole gezeigt wird. Ein Schaufenster mit herabgesetzten Preisen führt zu einem Exkurs über die komplexen Regeln der Marktwirtschaft. Der Pecher gelangt schließlich zur Erkenntnis: „Ich sag’s ja, es wird zu viel gearbeitet, viel zu viel.“<sup>285</sup>

Dieses Stadtbild ähnelt zwar dem, welches Stifter in *Wien und die Wiener* zeichnet, durch die Wahl des Pechers als Beobachter wird die ansonsten vorherrschende Perspektive des Flaneurs in Stadtbildern jedenfalls aufgeweicht, wenn nicht gar gebrochen (Immerhin ist der „freie und faule“ Pecher derjenige Kaltenbacher, der einem Flaneur noch am nächsten kommt.). Anders als bei Stifter werden hier Licht- und Schattenseiten des Großstadtlebens dicht nebeneinander gezeichnet, das schwärmerische Pathos weicht einer kritischen Darstellung der Heterogenität, das Elend wird nicht mehr ausgeklammert oder verschwommen angedeutet, sondern explizit vorgeführt. Bei aller Kürze (das Panorama nimmt nicht ganz vier Seiten ein) wird durch die angewandten Verfahren der Collage und Montage sowie der expliziten Aufzählung der Eindrücke ein Bild gezeichnet, welches zwar keinen Totalitätsanspruch stellt, aber in seiner Wirkung eine gewisse Totalität vermittelt. Kautsky präsentiert in diesem Städtebild die Wirtschaft, die Jagd nach Geld, als treibende Kraft hinter der Stadt, ein Zusammenhang, der zwanzig Jahre später von Simmels *Philosophie des Geldes* als Basis für seinen „Großstadt“-Essay aufgegriffen wird. Durch die Wahl des Pechers als Beobachter wird eine antikapitalistische Perspektive eingenommen, die dem Stadtbild einen moralischen Unterton aufdrückt. Kautskys Stadtbild stellt somit ein Bindeglied zwischen Stifters global-moralischen Anspruch und den auf das Individuum bezogenen Ansätzen von Rilke oder Benjamin dar, indem das Individuum zwar in der Masse untergeht, die moralischen Implikationen des Panoramas jedoch noch als allgemeingültig erfasst.

In *Erdsegen* beschränkt sich die Schilderung der wirtschaftlichen Lage, schon aufgrund der Konzentration auf wenige Figuren, größtenteils auf die Landwirtschaft. Trautendorffer beschreibt die vielseitige harte Arbeit im Jahreskreis, der erschreckend geringe Erträge gegenüberstehen. Noch dazu befindet sich die Landwirtschaft in den Jahren um 1900 in

---

<sup>284</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 3.

<sup>285</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 4.

einem massiven (nicht nur wirtschaftlichen) Umbruch.

In früherer Zeit hat man im Bauernhause das Geld entraten können, da haben sie fast alle ihre Bedürfnisse an Nahrung, Gewand und Haus mit eigenem Werk befriedigt und besser, als heute mit gekauftem. Der Adam sagt, sein Vater habe für Haus und Familie im ganzen Jahre nicht dreißig Gulden Geld ausgegeben.<sup>286</sup>

Auch hier zeigt sich, dass einer isolierten Tätigkeit in der Provinz der Kontext einer umfassenden Ökonomisierung anhaftet. Obwohl Trautendorffer berichtet, dass im Adamshaus nach wie vor eine Fülle an Tätigkeiten ausgeübt wird, die das Einkaufen von fertigen Produkten obsolet macht (Schneidern, Weben, Kerzen ziehen, etc.), sind die Bauern mehr denn je auf Handel angewiesen und als Unternehmer gefordert, womit die wenigsten zurecht kommen. Adam berichtet beispielsweise von einem Nachbarn, dem Nansenbauer:

„Allerhand neue Sachen, wie sie in den Zeitungen angelobt werden – haben hat er sie müssen. [...] Gar eine Kornsäemaschin hat er gekauft, als ob er selber keine Händ' hätt' dazu. [...] Dünger kauft der Bauer! Der Nansenbauer, der den Stall voll Vieh haben könnt'. [...] Ich bitt' dich, Hansel, ein Bauer, der um Bargeld Mist kauft! [...] Der Nans ist fertig. Sein Gut, wenn du's kaufen willst, es steht unter dem Hammer.“<sup>287</sup>

Der Versuch des Nansenbauern, seinen Betrieb zu modernisieren, an den industriellen Fortschritt anzupassen (Maschinen, Kunstdünger), endet im finanziellen Ruin, was den anderen Landwirten als Bestätigung ihrer Ablehnung gegenüber Neuerungen aller Art (nicht nur technische Hilfsmittel, auch etwa Zeitungen oder Zahnbürsten<sup>288</sup>) dient. Die in *Victoria* beschworene Eroberung der Maschinen ist auch im landwirtschaftlichen Sektor noch in weiter Ferne. Die Umwälzungen auf dem wirtschaftlichen Sektor machen auch vor den abgelegenen Bergbauerngehöften nicht halt. Die Familie, bei der Trautendorffer lebt, befindet sich so gut wie immer in finanzieller Bedrängnis. So wird auf das Angebot eines Händlers eingegangen, der „das Korn auf dem Halm“ kauft und dafür einen Vorschuß gewährt, „der kaum ausreicht, um die allerdringendsten Steuern und Anschaffungen zu bestreiten, aber gerade groß genug ist, um ihn [den Bauern, Anm.] rechtlich zu binden.“<sup>289</sup> Trotz der ungünstigen Voraussetzungen („Ist die Ernte gut, so hat der Händler den Vorteil, schlägt das Unglück, so hat mein Adam den

---

<sup>286</sup> Rosegger (1928), S. 214.

<sup>287</sup> Rosegger (1928), S. 76 - 77.

<sup>288</sup> Rosegger (1928), S. 50.

<sup>289</sup> Rosegger (1928) S. 214.

Schaden.<sup>290</sup>) wird dennoch auf den Handel eingegangen, da der Vorschuss dringend benötigt wird. Als das fragliche Korn von Unwettern vernichtet wird, und somit keine weiteren Zahlungen des Händlers erfolgen, ja sogar der Vorschuss zurückverlangt wird,<sup>291</sup> steht die Familie vor dem Bankrott. Dies steht im Widerspruch zu den Theorien der segmentären Gesellschaften bzw. der Gemeinschaften, die nach Durkheims bzw. Tönnies' Theorien auf dem Land noch immer existieren. Der Warencharakter der landwirtschaftlichen Erzeugnisse überschattet in dieser Provinz deren Funktion als Eigenversorgung. Ohne Handel, ohne Aussicht auf Geld, können die Landwirte in dem in *Erdsegen* beschriebenen Umfeld nicht mehr existieren. Die Versuche einer Modernisierung der Landwirtschaft mit Maschinen scheitert.

Trautendorffer als Wirtschaftsjournalist schlägt als Abhilfe gegen solche Handelsgeschäfte an anderer Stelle vor, das „Dorfthing“ anzulegen:

Vor jedem Gemeindehaus auf der Wand soll eine Tafel hängen, auf welcher die Bauern und die Händler Angebot und Nachfrage dartin sachkundige Ökonomen dürften wisse, was das bedeutet. Und das Dorfthing soll zwischen Erzeuger und Verbraucher die Ware vermitteln und den Zwischenhändler soll der Teufel holen.<sup>292</sup>

Trotz dieser Ansätze wird im Roman keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach der wirtschaftlichen Zukunft des Bauernstandes gegeben. Trautendorffer regt in einer Zukunftsvision an, „das Bauerntum der allgemeinen Entwicklung vernünftig anzugliedern“<sup>293</sup>. Wie genau diese vernünftige Angliederung vonstatten geht, bleibt ebenso ungeklärt wie die „Arbeiterfrage“ in *Victoria*. Anstatt einer weitreichenden Entschlüsselung der Probleme kommt es wieder zu einer Lösung im Kleinen: Die finanzielle Absicherung des Adamshauses durch den Verlag, der Trautendorffers Briefe als Roman veröffentlichen will, muss als märchenhafter Glücksfall angesehen werden.

### **3.2.2. Gesellschaft**

Nach der Darstellung der wirtschaftlichen Faktoren soll nun auf die gesellschaftlichen in den beiden Romanen eingegangen werden.

---

<sup>290</sup> Rosegger (1928), S. 214.

<sup>291</sup> Rosegger (1928), S. 302.

<sup>292</sup> Rosegger (1928), S. 61.

<sup>293</sup> Rosegger (1928), S. 358.

### 3.2.2.1. Leben und Wohnen

Die Situation der ArbeiterInnenschaft in *Victoria* ist zumeist ärmlich: So wohnt Paul Huber mit seinem Sohn „Ranzi“ aus erster Ehe (die Mutter ist verstorben) bei der Familie seiner Schwester (Mann und fünf Kinder) – einen zweiten Mann mit Einkommen im Haus zu haben muss „als Glücksfall“ angesehen werden.<sup>294</sup> Das älteste Kind im Haushalt, die achtjährige Pepi, wird bereits als Arbeitskraft gebraucht, während die jüngeren Geschwister noch spielen dürfen.<sup>295</sup>

Ungewöhnlich innig wird die Zärtlichkeit zwischen Paul und seinem Sohn gezeigt<sup>296</sup>, was bei den anderen DorfbewohnerInnen nicht immer auf Verständnis stößt. So äußert sich eine Nachbarin: „Mein Gott, der arme Mensch [...]. Da arbeitet er den ganzen Tag in der Werkstatt, und wenn er nach Hause kommt, muß er das Kindsweib machen.“<sup>297</sup> In diesen Darstellungen wird deutlich, wie sehr die Hausarbeit als weibliche Domäne angesehen wird; jegliches Abweichen davon gilt als befremdlich. Hier werden die Machtmechanismen sichtbar, die eine Dichotomie der „Frauenarbeit“ und „Männerarbeit“ tradieren. Huber wird, indem er sich dieser Klassifizierung widersetzt, als transdifferente Figur gekennzeichnet, die traditionelle Ordnungsmuster in Frage stellt. Anstatt die „Frauenarbeit“ den Frauen zu überlassen, nimmt er seinen Sohn in Schutz vor dem ruppigen Regiment, das seine Schwester mit den anderen Kindern führt. Gleichzeitig agiert Paul hochgradig solidarisch und nimmt sogar Ausgrenzung in Kauf. Die Situation für den Haushalt wird schlimmer, als im Zuge der Umbauarbeiten in der Spinnfabrik die meisten ArbeiterInnen – darunter auch Hubers Schwager – ohne Beschäftigung und daher ohne Einkommen sind.

Es herrschte in dem Zimmer eine dunkle, übelriechende Atmosphäre. In Allem trat jene entsetzliche Verwahrlosung zu tage, die überall herrscht, wo für den Magen allein und für diesen nicht einmal ausgiebig genug gesorgt werden kann, wo für Reinlichkeit und Ordnung nicht Zeit, nicht Geld mehr reicht. Schmutz und Unsauberkeit war da in allen Ecken, zerbrochene Geräte, verfetzte Stoffe, die Betten unrein, nicht gemacht, nicht überdeckt.<sup>298</sup>

Diese Darstellung der Verwahrlosung verdeutlicht Kautskys ideologischen Kontext und

---

<sup>294</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 16.

<sup>295</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 18.

<sup>296</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 18.

<sup>297</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 19.

<sup>298</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 169.

soll Mitleid mit den geschundenen ProletarierInnen erzeugen. Auch Paul Huber, der als Schmied in der Sensenfabrik nicht direkt von der Arbeitslosigkeit betroffen ist, hadert mit dem Schicksal, da seine Familie dem „Lumpenproletariat verfallen“ ist und ihn „mit in die Unordnung und in die Miserabilität“ zieht.<sup>299</sup>

Was nützte es ihm, daß er fleißig und intelligent war, daß er im Brote stand und zur Elite der Arbeiter gehörte; was nützte es ihm daß er sich mannhaft gegen die Ungunst der Verhältnisse wehrte, er wurde dennoch immer tiefer hinabgedrückt.<sup>300</sup>

Obwohl Paul intelligent ist und zur „Elite“ gehört, muss er für eine Verbesserung seiner Situation (und der seiner Familie) kämpfen. Dass er aus diesem Bewusstsein heraus zum streitbaren Anführer der Arbeiterbewegung wird, erscheint nur logisch.

Ähnlich prekär ist anfangs die Situation von Franzel: nach einer Kindheit im „Findelhause“ und bei Pflegeeltern, bei denen sie Böhmisches lernt, landet sie schließlich bei ihrer Tante, der sogenannten „Wäscher-Lisi“, in Kaltenbach. Die beiden bewohnen ein „elendes“ Häuschen mit dem „Liebhaber“<sup>301</sup> der Lisi, eine Beziehung, die später als „Konkubinat“<sup>302</sup> bezeichnet wird. Überdeutlich wird klargemacht, dass es sich um keine Liebesbeziehung, sondern um eine Versorgungsgemeinschaft, mit allen negativen Folgen für die Frau, handelt. So berichtet Lisi: „Sie [Franzel, Anm.] hat bei uns im Zimmer ihr Bett, aber wenn der Meinige manchmal spaßhaft wird, na ja – die Männer – man hat keine Ruh’ vor ihnen – da nimmt’s ihr Polster und läuft hinaus.“<sup>303</sup>

Als der Liebhaber überraschend mit den Ersparnissen verschwindet, fasst die Tante sofort den Plan, ihre junge Nichte in ähnlicher Weise gewinnbringend zu verkuppeln, und zwar mit dem Maler Oswaldt:

„Jetzt bleibt halt nichts anderes übrig, als daß Du zu ihm gehst. [...] hast nicht selbst erzählt, wie freundlich er gegen Dich gewesen ist, und war er vielleicht nicht generös? [...] Geh nur gleich, Du findest ihn sicher, und sag’, ich schick Dich zu ihm, das Uebrige versteht er dann schon. [...] Sie sind so schrecklich eitel, diese Mannsbilder, und wenn sie sehen, daß sie ein Mädels verrückt g’macht haben, dann sind sie wie Butter an der Sonn’ [...]. Bist ja auch ein hübsches Mädels, und so jung, na das ist ihnen schon recht; und warum sollst denn nicht dein Glück machen?“<sup>304</sup>

---

<sup>299</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 171.

<sup>300</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 171.

<sup>301</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 75.

<sup>302</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 79.

<sup>303</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 106.

<sup>304</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 115 - 117.

Auf der Suche nach Einkommensquellen schreckt die Wäscherin bekanntermaßen nicht davor zurück, ihre weiblichen Reize einzusetzen, wie im Verhältnis mit ihrem Liebhaber geschildert. Der Warencharakter, der menschliche Beziehungen gemäß den Großstadtsoziologen immer stärker anhaftet, wird an dieser Stelle deutlich. Dass Lisi allerdings ihre minderjährige Nichte dazu anstiftet, sich als Ware zu präsentieren, erscheint hochgradig fahrlässig, kann aber als ein Zeichen des verzweifelten Kampfes ums Überleben aufgefasst werden. Dass die Tante der als schlüpfrig verschrienen Berufsgruppe der Wäscherinnen angehört, ist in dem Zusammenhang vermutlich kein Zufall. Einmal mehr zeigt sich, dass persönliche Beziehungen dem Diktat der Ökonomie unterworfen sind, jedoch nicht nur in den Städten, sondern auch in der Provinz.

Das Leben und Wohnen der Bauern in *Erdsegen* gestaltet sich ähnlich ärmlich wie jenes der ProletarierInnen in *Victoria*. Eine große Stube im Adamshaus ist „Küche, Eßzimmer und Wohnraum für alle, auch für die Hühner“, Trautendorffer schläft in einer „Kammer neben dem Ochsenstall“.<sup>305</sup> Obwohl die Verpflegung karg und die Arbeit schwer ist, wird allerdings großer Wert auf Sauberkeit und Ordnung gelegt (Vgl.: „Der Reinlichkeitssinn wird bei uns manchmal zur Hausplage.“<sup>306</sup>). Anders als bei *Victoria* also führt das entbehrliche Leben der bäuerlichen Schicht nicht zur Verwahrlosung. Kontrastiert wird dieser Eindruck durch einen Aufenthalts Trautendorffers beim Nachbarsbauern, dem sogenannten Kulmbock. Jener, der als großspurig und stur beschrieben wird (Wahlspruch: „Sowas friß i nit!“), und sogar in den Landtag gewählt wird, wo er jedoch die Anliegen der Bauern nur unzureichend vertritt, dient auch an weiteren Stellen des Romans als Antagonist der redlichen, bescheidenen Familie des Adamsbauern. Am Bauernhof dieses Kulmbocks herrscht jedenfalls nicht jene Reinlichkeit und Moral, die Hans gewöhnt ist.

Zwar zu essen gibt es mehr und Fetteres, als im Adamshause, aber an den Schüsseln kleben noch die Krusten früherer Mahlzeiten; die Tische und die Fenstergläser sind mit so ausgiebigem Schmutz überzogen, daß die Herbstfliegen mit ihren altersschwachen Beinen drin stecken bleiben, wie die ungarischen Bauern auf der Dorfkirmes im Straßenkot.<sup>307</sup>

Trotz aller „Parteilichkeit für Arbeit und arme Leute“<sup>308</sup> zeigt Rosegger also auch die

---

<sup>305</sup> Rosegger (1928), S. 39.

<sup>306</sup> Rosegger (1928), S. 81.

<sup>307</sup> Rosegger (1928), S. 332.

<sup>308</sup> Rosegger (1928), S. 297.

Kehrseite des ansonsten idealisierten BäuerInnentums und generiert somit ein heterogenes Bild dieses Standes.

### **3.2.2.2. Opposition der Stände**

Standesdünkel herrschen in *Victoria* – zumindest zu Beginn – zwischen allen Schichten. Der Fabrikbesitzer Riehl beispielsweise geht seinen Arbeitern aus dem Weg. „Sein Feingefühl ließ ihn den fürchterlichen, unüberschreitbaren Abgrund erkennen, der zwischen ihm und all diesen Leuten lag.“<sup>309</sup> Riehl darf sich, nachdem er Fields Angebot einer Modernisierung der Fabrik zunächst ausschlägt, auch keine Hoffnungen mehr auf eine Heirat mit dessen Tochter Hanna machen, schon allein aufgrund der finanziellen Lage: Als Besitzer einer mittelmäßig dahinwirtschaftenden Fabrik kann er „diesem verwöhnten, im fürstlichen Luxus erzogenen Mädchen“<sup>310</sup> nichts mehr bieten. Umso größer fällt Riehls Enttäuschung aus, als er von der Verlobung Hannas mit dem noch mittellosen Künstler Eugen Oswaldt erfährt. Nachdem er die Fabrik schließlich doch verkauft, gesteht er seiner lange Angebeteten, dass er niemals im Stande sein werde, ihre Forderungen zu erfüllen und somit „zur Familienlosigkeit verdammt“<sup>311</sup> sei. Wie bereits oben erwähnt, finden die beiden doch noch zusammen, da beide ihren weltlichen Besitz verlieren, wodurch die Unterschiede ihrer sozialen und finanziellen Stellungen überbrückt werden.

Die Klüfte zwischen den Ständen werden auch gezeigt, als der in der Oberschicht verkehrende Künstler Oswaldt das erste Mal die Arbeiterin Franzel erblickt: beim Tanz im „Grünen Anger“, wendet er sich „von dieser äußern und innern Armseligkeit verletzt“<sup>312</sup> wieder von ihr ab.

Weitere Standesdünkel existieren beispielsweise zwischen Mili, der Tochter des Bürgers Brandhofer, und dem gegenüber wohnenden Arbeiter Paul. So sagt sie: „Er braucht’s nicht zu sehen, wie wir die schwere Arbeit selbst verrichten. Wir sind doch Bürgersleut’, und die da drüben glauben ohnedies ein Recht zu haben, sich uns gleich

---

<sup>309</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 37.

<sup>310</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 40.

<sup>311</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 68.

<sup>312</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889) S. 91.

zu stellen.<sup>313</sup> Selbst als die BürgerInnen ihr Haus verkaufen müssen, besteht diese Kluft weiter. Später leistet Mili zwar Hilfe, als Pauls Kind in den Bach fällt, verschwindet aber schnell wieder, um nicht mit dem Proletarier gesehen zu werden oder gar den Anschein zu erwecken, sich für ihn zu interessieren.<sup>314</sup>

Die dennoch stattfindende Annäherung zwischen den beiden wird von Milis Vater nicht gern gesehen, der „andere Pläne“<sup>315</sup> mit ihr hat (gemeint ist die Heirat mit seinem Konkurrenten, ebenfalls ein Bürger). Weiterhin bestehen bleibt auch der Stolz des Sattlers auf seinen Sohn, den „Professor“, auch wenn der Lehramtskandidat noch lange kein Professor ist.<sup>316</sup> Huber entgegnet den Bedenken des Sattlers, dass die Zustimmung des Familienoberhauptes nur bei „Geldheirathen“ eine Rolle spiele, unter „Besitzlosen“ sei sie nicht von Belang.<sup>317</sup> In ähnlicher Weise fühlen Franzel und ihr Freund und Arbeitskollege, der taube Andreas, nach einem Streit ihre Verbundenheit in der Armut: „Und wie sie da nebeneinander saßen, so arm, so verlassen Beide, so gedemüthigt, da fühlten sie, daß sie zusammen gehörten, Kinder des Elends, die sich wieder gefunden als Ausgestoßene der Gesellschaft.“<sup>318</sup> Die Aussage des Pecher Poldls „wir Armen sind eine Familie“<sup>319</sup> bringt diesen Gedanken auf den Punkt: Die anfänglich unterschiedlich markierten Stände gleichen einander im Zuge ihrer Verarmung an. Die tradierten Vorstellungen einer Zugehörigkeit zu einem gewissen Stand lässt sich im Umfeld der fortschreitenden Modernisierung nicht mehr halten.

Anstelle der alten Gesellschaftsordnungen treten neue, was vorerst nur die Figur Hubers versteht. An der zuvor erwähnten Passage des Romans versteht er die ruinierte Familie des Sattlers bereits als mit den verarmten ArbeiterInnen gleichgestellt – die Ehe Milis mit dem Bürger Birnstengel stellt seiner Meinung nach keine Versorgungsgarantie dar („Bei einem Kleinbürger ist ihr auch nichts verbürgt, als Sorge und Elend [...]“<sup>320</sup>).

Zum Sattler ist dies noch nicht durchgedrungen, er sieht sich noch immer dem Proletarier Paul Huber überlegen und fordert ihn auf, Mili zurückzuweisen, was dieser auch tut. Der Zynismus, der sich allerdings in Pauls Aussagen versteckt („Man verweist uns auf die niedrigste gesellschaftliche Stufe und stellt zugleich an unsere Mäßigkeit, an

---

<sup>313</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 15.

<sup>314</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 179.

<sup>315</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 73.

<sup>316</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 93.

<sup>317</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 73.

<sup>318</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 61.

<sup>319</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 56.

<sup>320</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 76.

unsere Klugheit und Ehrenhaftigkeit die höchsten Ansprüche.<sup>321</sup>), wird vom Handwerker noch nicht erfasst. Erst gegen Ende wird seine Wandlung zum „wütenden Sozialdemokraten“, der sich „mit Emphase“ einen „Proletarier“ nennt, abgeschlossen, die sich schließlich in der Befürwortung der Ehe zwischen seiner Tochter und Paul zeigt.<sup>322</sup> Die Überwindung alter Ordnungen führt somit zum Happy End. Die Umbrüche, die die Moderne nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch gesellschaftlicher Hinsicht bewirken, dringen auch diesmal von der Stadt in die Provinz vor. Pauls Überdenken der alten Gesellschaftsordnung kann als transdifferenter Akt aufgefasst werden.

In *Erdsegen* finden sich ähnliche Tendenzen der Standestrennung. Die Bauern zeigen extreme Demut gegenüber „Höhergestellten“, also beinahe jedem, der kein Bauer ist. Kaiser, Adelige, Priester, Händler, Wortgewandte werden gleichsam als „Herren“ wahrgenommen. Bei den wenigen Gelegenheiten, wo Trautendorffer seine nicht-bäuerlichen Qualitäten zeigt, beispielsweise im Schreiben von Briefen oder in der Konstruktion einer Brücke, steigt er dementsprechend im Ansehen („Herr Johannes“<sup>323</sup>). Gegenüber den noch Ärmeren zeigen sich die Bauern allerdings solidarisch und mitfühlend („Hier auf der Scholle geht der Ärmste zum Armen und wird gesättigt.“<sup>324</sup>) Diese Praxis der Unterstützung der Armen wird auch vom Großbauern Kulmbock weitergeführt, der ansonsten ein äußerst herablassendes Gebahren an den Tag legt.<sup>325</sup> Die Unterschiede zwischen den Ständen spielen damit in der von Rosegger dargestellten Provinz noch ein untergeordnetes Verhältnis. Die umfassende Solidarität mit den Nachbarn, wie sie von Tönnies, Durkheim und Simmel in der Provinz verortet wird, funktioniert hier noch gemeinschaftsstiftend.

Die Arbeiterbewegung findet in Gestalt eines Schlossers ebenfalls ihren Weg nach Hoisendorf und hat für die ländliche Bevölkerung verstörende Konsequenzen. Ausgerechnet der Bettler Michel kann sich für die Ideen des Agitators begeistern, der die Unterschicht im Klassenkampf gegen die Obrigkeiten vereinen will: „Die Arbeiter, die Gewerbsleute, die Bauern – wir stehen zusammen!“<sup>326</sup> Das revolutionäre Moment der Bewegung, welche die Stände vereinen will, endet jedoch in einer Eskalation der

---

<sup>321</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 74.

<sup>322</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 124.

<sup>323</sup> Rosegger (1928), S.331.

<sup>324</sup> Rosegger (1928), S. 338.

<sup>325</sup> Rosegger (1928), S. 338.

<sup>326</sup> Rosegger (1928), S. 165.

Gewalt und – zumindest für den aufgestachelten Michel – tödlich, seine Gefährtin, die „Michelin“ wird daraufhin wahnsinnig.<sup>327</sup> Indem der Schlosser auf eigene Faust, ohne parteilichen Rückhalt, handelt und den beabsichtigten Aufstand zu seinem eigenen Vorteil nützen will, untergräbt er jedoch die Idee der Bewegung. Selbst Trautendorffer, der zu Beginn des Romans ein Plädoyer für die Sozialdemokratie hält,<sup>328</sup> bescheinigt dem Schlosser, „er müsse schon stark verlumpt sein,“ die Ideale der Sozialdemokratie derart zu „schänden“.<sup>329</sup> Die Distanz zwischen BäuerInnen- und ArbeiterInnenstand bleibt in *Erdsegen* somit bis zum Ende unüberbrückbar.

Nicht jedoch die Distanz zwischen Bauer und Journalist: Trautendorffer wird, durch die redliche Arbeit geläutert, zu einem Verfechter des Bauerntums und ehelicht am Ende sogar die Bauerntochter Barbel, womit wenigstens zwischen diesen Ständen eine Brücke geschlagen wird.

### **3.2.2.3. Ehe und andere Beziehungen**

In Victoria werden unterschiedliche Positionen zum Thema Ehe vorgeführt. Das bereits erwähnte „Konkubinat“ der Wäscher-Lisi sowie ihre Vorstellung von lukrativer Partnerschaft wurde oben bereits besprochen. Ein ähnliches Leben an der Grenze zur Dirnenhaftigkeit führt die „fesche Mirzel“, eine Arbeitskollegin von Franzel in der Spinnerei. Bei einem Tanzabend im Wirtshaus „zum Grünen Anger“ wird sie folgendermaßen dargestellt:

Die Taille war ihr zu weit und sie war schlecht geschnürt, und wie sie sich jetzt in den Hüften wiegte, die schwarzen Augen herausfordernd hin und her blitzen ließ, dabei laut perorirte und mit den Armen und Händen herumwarf, war sie der ächte Typus der Fabrikarbeiterin einer Großstadt, die ihr Elend und ihre Entartung mit einem gewissen kecken Humor zur Schau trägt.<sup>330</sup>

Abgesehen davon, dass das Provinzmädchen als „Fabrikarbeiterin einer Großstadt“ bezeichnet wird, ist sie stets von Männern umrundet, die ihr Getränke spendieren, und weiß sich auch mit ihrem Gesang in Szene zu setzen. Auch sie nützt ihre weiblichen

---

<sup>327</sup> Rosegger (1928), S. 303 - 305.

<sup>328</sup> Rosegger (1928), S. 82.

<sup>329</sup> Rosegger (1928), S. 169.

<sup>330</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 88.

Reize als Ware. Im zweiten Band des Romans erscheint Mirzel etwas verändert wieder, diesmal tatsächlich in der Großstadt, diesmal aber als Schauspielerin (ein ähnlich verrufener Beruf wie derjenige der Wäscherin), wieder etwas „eigenartig, bizarr in ihrer Schönheit“, mit einer Schleppe bekleidet, „die sie nicht recht zu behandeln wußte oder wollte“.<sup>331</sup> Trotz oder gerade wegen ihrer fehlenden Umgangsformen und ihrer Tollpatschigkeit wird sie von der vergnügungssüchtigen Männerrunde, die sich auch für „dumme“<sup>332</sup> Ballerinen erwärmt, umschwärmt wie eh und je: „Sie war an dieses Werben gewöhnt, sie kannte ihre Anziehungskraft und übte sie. Es war ja doch immer so gewesen, in der Fabrik, beim grünen Anger und überall.“<sup>333</sup> Jugendliche Schönheit wird hier als eine der wenigen Möglichkeiten gezeigt, durch die Frauen aus ihren entbehrungsreichen Leben ausbrechen können. Im Fall des Werdegangs von Mirzel geschieht dies zum hohen Preis eines sozialen Abstiegs in die Halbwelt. Eine andere Ausprägung dieses Gedankens der Warenhaftigkeit von Beziehungen stellt eine herkömmliche bürgerliche Versorgungsehe dar, die in *Victoria* ebenfalls beleuchtet wird. Mili, der 23-jährigen Tochter des Sattlers, wird vorgeworfen, eine alte Jungfer zu sein. Dem Drängen ihrer Mutter nach einer Vernunftehe erwidert sie:

„Wenn ich übrigens eine alte Jungfer bleiben will, so ist das meine Sache, und durchaus kein Unglück. Mein Gott, man kann ja alle Tage sehen, was so eine Ehefrau für ein Leben hat, immer angebrummt zu werden und angeschnaubt, ich dank schön, mich gelüftet’s nicht danach.“<sup>334</sup>

In dieselbe Bresche schlägt auch ihre Aussage: „Wegwerfen werde ich mich niemals, da bleibe ich lieber ledig.“<sup>335</sup> Die Reaktion auf die Heimkehr ihres als „Bettelstudent“ lebenden Bruders („Lieber hätt ich in Wien die Straßen gekehrt, als daß ich dem Vater wieder auf den Hals gekommen wäre.“<sup>336</sup>), wie auch der Versuch, als Näherin selbstständiges Einkommen zu erwirtschaften, deuten auf den Wunsch nach Unabhängigkeit hin. Der Schritt zu einer Ehe um der Ehe willen, wie damals aus Versorgungsgründen weit verbreitet, erscheint ihr nicht zielführend. Dafür ist sie auch bereit, selbst für ihre Versorgung zu kämpfen. Bei einem gemeinsamen Abend im Gasthof „Goldener Löwe“ kommen Mili und der Bürger Birnstengel einander scheinbar näher, sehr zur Freude ihres Vaters. Dort heißt es: „Er war schrecklich ungeduldig,

---

<sup>331</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 37.

<sup>332</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 34.

<sup>333</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 38.

<sup>334</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 5.

<sup>335</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 11.

<sup>336</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 14.

dieser Vater, aber jede Andere, der weniger als kein Vermögen und eine ledige dreiundzwanzigjährige Tochter hat, wird das Dringende der Situation begreifen.“<sup>337</sup>

Diese Zitat zeigt anschaulich, wie in der Bürgerfamilie die Idee einer solchen Versorgungsehe forciert wird bzw. wie eine unverheiratete Tochter, die sich den Traditionen widersetzt, als Unglücksfall gilt. Das Ende des Romans hält für Mili doch noch eine Ehe bereit: die mit dem zum Werkführer aufgestiegenen Arbeiter Paul Huber – letzten Endes eine Liebesheirat, dennoch mit gewisser finanzieller Sicherheit gekoppelt.

Eine völlig andere Einstellung zur Partnerschaft wird durch den Pecher Poldl verkörpert. Er repräsentiert einen eingefleischten Junggesellen, der nicht an Heirat denkt.<sup>338</sup> Er sieht als Glück an, noch immer „unbeweibt“<sup>339</sup> zu sein, und teilt seine Bedenken gegenüber der Ehe folgendermaßen mit:

[...] und aus Lieb' wird heutzutag nimmer g'heirath'. Die armen Madeln heirathen, damit sie das kriegen, was sie zum Leben brauchen, und die Reichen, damit sie noch mehr kriegen, als sie schon haben, aber einer solchen wirst schier niemals genug thun können. In jedem Fall ist der Mann Derjenige, der sich für sein Weib schinden und plagen muß; freilich leitet er dann wieder das Recht daraus her, ihr Tyrann zu sein; aber sixst, ich hab' mich weder schinden noch plagen wollen, noch hab' ich das Talent in mir verspürt, der Hauswüterich zu werden.<sup>340</sup>

Diese launige Zusammenfassung aller negativen Aspekte einer bürgerlichen Versorgungsehe unterstreicht den Charakter des durch seinen Wahlspruch „frei, froh und faul“<sup>341</sup> durchaus als antibürgerlich gekennzeichneten Naturphilosophen, auch wenn er sich in manch einsamer Situation heimlich nach einer Lebensgefährtin sehnt. Die Äußerung kann auch als Diskursbeitrag aufgefasst werden: Wieder wird der Warencharakter sozialer Kontakte betont, sowie der in der modernen Gesellschaft um sich greifende Egoismus kritisiert.

Nun zur Ehe in der Metropole: Silvia Field, eine Tochter des reichen Finanziers, ist zu Beginn des Romans frisch verheiratet mit einem Baron (dessen Adelstitel und Vermögen den Ausschlag bei der Partnersuche gaben<sup>342</sup>), der ihr bei einer Anprobe behilflich sein will – was bereits erste Schatten auf das noch junge Eheleben wirft.

---

<sup>337</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 93.

<sup>338</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 52.

<sup>339</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 53.

<sup>340</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 53.

<sup>341</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 51.

<sup>342</sup> Vgl. Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 38.

Sie zuckte unter jeder seiner Berührungen zusammen, sie schienen ihr unangenehm und sie versuchte ihn lachend in guter Manier davon abzubringen. [...] Als aber Augen und Finger des jungen Wüstlings nur um so dreister wurden, schauderte sie einigemale wie im Widerwillen zusammen. Sitte und Gewohnheit dämmten hier Etwas zurück, das bereits in jeder Fiber dieses Körpers lebte und ihr doch nicht völlig zum Bewußtsein gekommen war.<sup>343</sup>

In dieser Formulierung wird nicht nur einmal mehr angedeutet, wie sehr Frauen – gleichsam Waren – den Gelüsten ihrer Männer bzw. Liebhaber ausgeliefert sind, sondern auch wie unvorbereitet sie anfangs auf diesen Umgang sind. Im Lauf des Romans gewöhnt sich Silvia an die Erduldung solcher Avancen und steht später den außerehelichen Affären ihres Gatten gleichgültig gegenüber. Dieselbe Silvia gibt im zweiten Teil des Romans, ihres Gatten bereits überdrüssig, ihrer Schwester Hanna, als die Verbindung zwischen deren Verlobten Oswaldt und Franzel aufgedeckt wird, den Rat: „Ich versichere Dir, wenn alle jungen Damen auf eine solche Veranlassung hin ihr Verhältniß zu einem Manne lösen wollten, müßten wir Alle als alte Jungfern sterben.“<sup>344</sup> Hanna verliert ihren Glauben an die Liebe, als sie durch die Aussagen ihrer Schwester erkennt, dass bei den wenigsten Ehen Liebe im Spiel ist: „Ich glaube nicht mehr an Liebe; was diesen Namen trägt, ist eine Lüge.“<sup>345</sup> Silvia versucht dennoch, ihrer Schwester zuzureden, damit sie die Verlobung nicht auflöst. Als Frau wäre ansonsten sie selbst die Leidtragende einer Entlobung.<sup>346</sup> Paradoxerweise gerade dann, als ihr Oswaldt schließlich gesteht, dass er eine andere liebt, beginnt Hanna wieder an die Liebe zu glauben – indem sie erkennt, dass er ihr nichts vormacht, ihr die Wahrheit sagt, ihr Vermögen und seinen Ruf als Künstler ausschlägt und die Liebe über alles stellt.<sup>347</sup>

Das Ende der Ehe zwischen Silvia und ihrem Baron wird angedeutet, als man in der Wiener Gesellschaft den finanziellen Ruin des Hauses Field zu ahnen beginnt:

Der Baron wechselte einen Blick mit Lord Edward, der ihn zu befragen schien. Die beiden Männer reichten sich hierauf die Hände, wie bei einem Handel, den sie soeben abgeschlossen und der mit diesem Augenblick in Kraft tritt. Lord Edward war der Käufer, der Gatte Silvia's der Verkäufer.

---

<sup>343</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 63.

<sup>344</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 14.

<sup>345</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 15.

<sup>346</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 17.

<sup>347</sup> Vgl.: „Es gab also wirklich eine solche Liebe, die nach Nichts fragt, die Alles auf sich nimmt, die der Spott der Menschen gleichgültig läßt und die ihrer Erfüllung ein Vermögen opfert, ein fürstliches Vermögen?“ Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 100.

Es war der letzte Profit, den er aus der Familie Field zu ziehen vermochte.<sup>348</sup>

Trotz dieser kryptischen Andeutung, die das Handelsgut dieses Geschäftes nicht nennt, lässt sich ein Schluss ziehen. Die Tatsache, dass die Beziehung der beiden bereits davor nicht gerade innig war, die Affären des Baron Waller, Annäherungsversuche Edwards gegenüber Silvia, die Formulierung „der Gatte Silvia’s der Verkäufer“ und das nicht weitere Auftauchen des Paares deuten hier an, dass eine Ehe im wörtlichen Sinne verkauft wurde.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die Beziehungsebene der Großstädter bereits völlig den Theorien zur Großstadt unterliegt: Alle Beteiligten versuchen, aus ihren sozialen Kontakten größtmögliches Kapital zu schlagen, Ehen werden nur noch aus finanziellen Gründen geschlossen.

Eines der wenigen von Anfang an glücklichen Ehepaare in *Victoria* stellen die Hegersleute dar, die in der „Enge“, einem abgeschiedenen Tal, leben. Nicht nur ist ihre Beziehung zueinander und zu ihrem Kind liebevoll, nein, der Heger hat offenbar nicht einmal ein Problem damit zu kochen, während seine Frau wegen der Niederkunft unpässlich ist: „Morgen bleib ich zu Haus – da schwing ich den Kochlöffel [...]“.<sup>349</sup>

Dies steht, wie bei Paul Huber oben erwähnt, im Kontrast zur ansonsten üblichen weiblichen Vorherrschaft in Haushaltsangelegenheiten, scheint aber in der Familie des Hegers ein Zeichen für Harmonie zu verkörpern.<sup>350</sup> Dieses Paar, das in der weitläufigen Natur wohnt, lebt einerseits noch traditionell wie in den segmentären Gesellschaften nach Durkheim, widersetzt sich aber dem klassischen Rollenbild von Mann und Frau. Die Einordnung der beiden in die Kategorien „modern“ oder „traditionell“ ist schwierig, kann jedoch auch als transdifferenter Standpunkt aufgefasst werden: Ihre Lebensweise ist weitreichend von Traditionalität geprägt, die Abgeschiedenheit ermöglicht jedoch auch Lebensentwürfe, die dem Diktat der Gesellschaft widersprechen.

Sämtliche Ehen, die am Ende des Romans eingegangen werden und somit zum Happy End beitragen (Bürgerin Mili mit Arbeiter Paul; Arbeiterin Franzel mit Künstler Oswaldt; verarmte Millionärin Hanna mit mittelständischem Riehl), stellen übrigens Liebesheiraten dar. Nicht die finanzielle Absicherung steht im Vordergrund, sondern die wahre Liebe. Die Liebe als vereinende Kraft setzt sich über Standes- bzw.

---

<sup>348</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S.96.

<sup>349</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 125.

<sup>350</sup> Vgl. die Anmerkungen zu Paul Huber als „Kindsweib“, s.o. Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 19.

Vermögensgrenzen hinweg, oder, anders gesagt: lässt die althergebrachten Traditionen hinter sich. Solche Verbindungen können nicht nur als Anpassung an die veränderten Gegebenheiten der Moderne angesehen werden, sondern auch als Momente der Transdifferenz. Die Moderne bringt Umbrüche im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben mit sich, wie bereits ausführlich gezeigt wurde. Gleichzeitig verharren die meisten Figuren in den tradierten sozialen Ordnungsmustern. Ein Ausbruch aus diesem Wertekanon führt zwangsweise zu Positionen zwischen den fest umrissenen Standpunkten. Indem Figuren die Grenzen des ihnen von der Gesellschaft vorgeschriebenen Standes überschreiten und Positionen beispielsweise zwischen ArbeiterInnen und BürgerInnen einnehmen, entsteht Transdifferenz. Die Differenz zwischen den Ständen wird zwar nicht vollständig aufgehoben, aber temporär aufgeweicht. Die Machtmechanismen, die solchen Verbindungen im Wege stehen, sind durch den Widerstand der Gesellschaft verkörpert. Beispielsweise ist Milis Vater, der als Bürger die Verbindung mit dem Arbeiter Paul zu verhindern sucht, Ausdruck eines solchen Machtmechanismus, der eine Zwischenposition unterdrücken will. Die Differenzen zwischen den Ständen verschwinden mit diesen Liebesheiraten nicht, ermöglichen aber eine Annäherung.

In der christlich-konservativ geprägten Umgebung der BäuerInnen in *Erdsegen* haben außereheliche Beziehungen oder Alternativen zur Ehe wenig bis gar keinen Platz. Die uneheliche Schwangerschaft Barbels wird als Entehrung, Schande und Sünde angesehen, die folgende Fehlgeburt demnach als Strafe Gottes interpretiert. Obwohl die Gefühle zwischen Barbel und dem Vater des Kindes, dem Lehrer Winter, im Lauf der Zeit abkühlen, bleibt die in Aussicht gestellte Heirat dennoch für längere Zeit die einzige gesellschaftlich akzeptierte Option der beiden. Hans Trautendorffer kommen, obwohl er ansonsten die Wertvorstellungen der Adamsfamilie übernimmt, langsam Zweifel an dieser Institution: „Ist es denn wirklich so großartig gut und klug, wenn man diese zwei Leute zusammenkuppelt für alle Tage, bloß weil sie sich einmal ein wenig lieb gehabt haben?“<sup>351</sup> Die an dieser Stelle anklingende Kritik an der traditionellen Lebensweise dürfte allerdings Ausdruck Trautendorffers eigener Gefühle gegenüber Barbel sein.

Als schließlich der Lehrer Winter seine Verlobte Barbel – nach mehrmaligem Verschieben des Hochzeitstermins – verlässt und somit den Weg für die Liebe zwischen

---

<sup>351</sup> Rosegger (1928), S. 327.

ihr und Trautendorffer ebnet, kommt es wiederum – ähnlich wie bei *Victoria* – zu einer glücklichen Liebesheirat, die der „entehrten“ Barbel gleichzeitig finanzielle Absicherung bringt. Die Liebe ermöglicht hier, wie bei Kautskys *Victoria*, eine Überwindung der Standeskluft. Das eigentlich transdifferente Moment dieser Beziehung ist jedoch die Tatsache, dass Trautendorffer, trotz Übernahme der religiösen Werte der BäuerInnen, bereit ist, über die „Sünde“ der „entehrten“ Barbel hinwegzusehen. Beim Nachbarn Kulmbock, der in fast allem dem Vorbild der Adamshäuser widerspricht, gibt es, beinahe als logische Konsequenz, mehrfache Andeutungen auf sexuelle Ausschweifungen. Die verkommene Tochter des Hauses, Fronel, ist ständig auf der Jagd nach „Mannsbildern“<sup>352</sup>, ihre Mutter, die Kulmbockhoferin, macht gar Trautendorffer Avancen: „Weißt Hansel, die Sünd’ darf der Mensch nicht verachten, die schmeckt alleweil gut.“<sup>353</sup> Somit zeigt sich bei den Nachbarn einmal mehr die Kehrseite jenes Standes. Obwohl in der von Rosegger geschilderten Welt, wie auch in den Theorien der Stadtsoziologen, das Seelenleben der Landbevölkerung als rein und wahrhaftig beschrieben wird, wird dieses Faktum durch einzelne Charaktere negiert.

#### **3.2.2.4. Abgehobene Oberschicht**

Die Darstellung der höhergestellten Gesellschaft in Wien trägt in *Victoria* Züge der Karikatur, siehe beispielsweise die Passage mit den „armen Klöpplerinnen“ im ersten Band des Romans<sup>354</sup> oder die Beschreibung einer Herrengesellschaft im zweiten:

Es waren Adelige, hohe Würdenträger, Künstler und Industrielle, in überwiegender Anzahl aber solche, die keinen anderen Beruf hatten, als sich zu amüsieren und die auch auf diesem Gebiete, dem Zeitgeiste entsprechend, U e b e r a r b e i t zu leisten pflegten.<sup>355</sup>

Wir haben es also mit Männern zu tun, die dem Vergnügen nachjagen und sich nicht um die Probleme der anderen kümmern. Den Gipfel an Zurschaustellung der Überheblichkeit der Oberschicht mag die Beschreibung der Wohltätigkeitsaktivitäten darstellen, die in Wien von den Wohlhabenden veranstaltet werden:

Niemand empfanden die Besitzenden mehr Mitleid für die Bedrängten aller

---

<sup>352</sup> Rosegger (1928), S. 334.

<sup>353</sup> Rosegger (1928), S. 336.

<sup>354</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 67.

<sup>355</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 33.

Kategorien, als in unseren Tagen und zeigten sich erpicht, dies öffentlich zu manifestieren und zur allgemeinsten Kenntniß zu bringen; leichtsinnigen Schuldnern gleich, die um so mehr darauf halten, ihre Gläubiger von ihrem guten Willen zu überzeugen, je weniger sie daran denken, ihr Schuld selbst abzutragen. Und in wie geschmackvoller Weise verstehen es diese oberen Zehntausend, sich zum Besten der Armen und Elenden zu amüsieren, ihre Kapriolen und Clownstückchen dem neugierigen Plebs gegen ein geringes Entrée vorzumachen, während ihre jungen Damen gutherzig alle ihre Reize in öffentlicher Schaustellung zum Besten geben. Wer wollte so sauertöpfisch sein und da nicht applaudieren?!<sup>356</sup>

Just in eine Anprobe für eine solche Veranstaltung, der er als künstlerischer Berater beiwohnen soll, platzt Oswaldt verspätet hinein, mit noch von seiner „Landpartie“ nach Kaltenbach verschmutzten Stiefeln.<sup>357</sup> Als er von der Arbeitslosigkeit und dem Elend der DorfbewohnerInnen berichtet, setzt er damit eine Diskussion in Gang, in der die Oberschicht ihre herablassenden Meinungen unverblümt preisgibt. Unter anderem wird die „Arbeiterfreundlichkeit“ als „Modekrankheit“ bezeichnet und festgehalten, dass Proletarier einer „Anderen Rasse“ angehören.<sup>358</sup>

Der Hochmut der Oberschicht präsentiert sich in *Erdsegen* besonders an der Prämisse: ohne eine solche hätte Trautendorffer die Wette nicht abgeschlossen und wäre gar nicht erst aufs Land gezogen. Seine anfangs spöttischen Kommentare über die Landbevölkerung – vor Trautendorffers Übernahme der bäuerlichen Ideale – sowie im Briefwechsel angedeutete Rückmeldungen seiner ehemaligen Kommilitonen unterstreichen diese Darstellung. Beispiele: „Sind ja Barbaren, diese Leute.“<sup>359</sup> (gemeint sind die Bauern, Anm.)

An das Redaktionskollegium der „Kontinental-Post“. Lasset es gut sein, meine Herren. Euere dem Blatte unrechtmäßigerweise entzogenen und mir unverdient brieflich zugewendeten Geistesentladungen sind nicht mehr wohl angebracht. Ich bin bereits zu sehr verbauert, um dafür die richtige Wertschätzung aufzubringen.<sup>360</sup>

Die angesprochenen fortgeschrittene „Verbauerung“ Trautendorffers zeigt, dass seine Überheblichkeit nachlässt. Er solidarisiert sich bereits mit dem Bauernstand, obwohl er selbst kein solcher ist, und findet die herablassenden Witze seiner ehemaligen Kollegen nicht mehr lustig.

---

<sup>356</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 83 - 84.

<sup>357</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 91.

<sup>358</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 92 - 93.

<sup>359</sup> Rosegger (1928), S. 7.

<sup>360</sup> Rosegger (1928), S. 101.

### 3.2.3. Religion

Ein Themenkomplex, der in *Victoria* so gut wie gar keine Rolle spielt, ist in *Erdsegen* omnipräsent, ja bereits im Titel angelegt: Religion.

In *Victoria* werden religiöse Handlungen nur kurz angedeutet. Das neugeborene Kind der Hegerin soll „im nächsten Kirchlein“<sup>361</sup> getauft werden. Als Hubers Sohn „Ranzi“ tragisch verunglückt, heißt es:

„Mein Gott, das ist ihm halt schon bestimmt gewesen! Unser Herrgott hat es so wollen, davor hätt' ihn Keiner bewahrt,“ sagten sie mit jenem entsetzlichen Fatalismus, der im Volke Wurzel geschlagen und seiner Indolenz zu Hülfe kommt. Sie erkannten hierin das Walten einer höheren Macht, gegen die arme Sterbliche nichts vermögen, und sie brachten damit jeglichen Selbstvorwurf und alle Gedanken zum Schweigen.<sup>362</sup>

Beim anschließenden Begräbnis presst Huber die Lippen aufeinander und „bewegte sie auch nicht während des Gebetes“<sup>363</sup>. Dies alles deutet auf eine lose Art der Religionspraktik hin, in der zu besonderen Anlässen (wie Geburt und Tod) noch auf Rituale zurückgegriffen wird, die im Alltag aber bereits zugunsten eines diffusen „Fatalismus“ zurücktritt, in welchem überraschte Ausrufe wie „Mein Gott“ nichts mehr mit der Anrufung einer konkreten Göttlichkeit in Verbindung stehen. Der Glaube an die Arbeiterbewegung nimmt allerdings stellenweise religiöse Funktionen wahr. Die Entstehung einer solchen Bewegung erfüllt innerhalb der ArbeiterInnen ähnlich gemeinstiftende Wirkung wie die der religiösen Bruderschaft nach Tönnies. Der Standort Kaltenbach zeigt auch im Bereich der Religion Merkmale, die im Diskurs eher der Großstadt als der Provinz zugeschrieben werden.

In *Erdsegen* nimmt die (christliche) Religion einen höheren Stellenwert ein. Der säkulare Stadtmensch Trautendorffer wird bei seiner Wandlung zum bodenständigen Bauer nicht nur an die körperliche Arbeit gewöhnt, er findet auch zum christlichen Glauben. Sämtliche religiöse Praktiken werden – wie die wirtschaftlichen – äußerst genau beschrieben. Sie gehen von den häuslichen Gebeten in der Familie bis zu den christlichen Feiern der Gemeinde im Jahreskreis.

Zu Beginn sind die Berichte Trautendorffers noch spöttisch eingefärbt, etwa wenn er von der Religiosität seiner MitbewohnerInnen berichtet:

---

<sup>361</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 129.

<sup>362</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 68.

<sup>363</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 69.

Immer einmal geschieht's wohl auch, daß sie den geistlichen Rat „Bete und arbeite“ zu gleicher Zeit befolgen. Tut während des Psalters der Hausvater Späne klieben, die Hausmutter kochen, die Barbel sinnieren, der Rocherl und der Franz auf dem Tisch Bohnen säubern [...].<sup>364</sup>

Im weiteren Verlauf seiner Verbauerung wird er jedoch – im wahrsten Sinne des Wortes – bekehrt und übernimmt den Glauben der anderen. Er vertritt sogar die Meinung, dass ohne Zusammenwirken von Glaube und Arbeit gar kein Bauerntum möglich sei.

Kein Mensch sieht sich mit seinem Tun und Lassen so unmittelbar auf Gott angewiesen, als der Landmann. Düngen, pflügen und säen, ja das kann er. Aber das ist all noch nichts. Das Korn, das er in die Erde gestreut, verwest und er ist ärmer, als vorher. Was nun anfängt zu geschehen und zu werden, das wird ohne sein Zutun. Er kann nicht fördern und nicht hemmen, ganz ohnmächtig muß er zusehen, was da wird oder nicht wird unter der wechselnden Sonne, unter den träumenden Wolken des Himmels. Es ist wohl sein Anlaß, aber es ist nicht sein Werk. Und weil der rechte Bauer schon einmal nicht müßig sein mag und doch zur Förderung seiner Sache auch nicht weiter Hand anlegen kann, so legt er diese Hände aneinander: Vater unser! Gib uns unser tägliches Brot! Ich glaube, wenn der Bauer Atheist wäre, es könnte auf seiner Erde nichts mehr wachsen.<sup>365</sup>

Die Überhöhung des aufsteigenden Erdgeruchs beim Ackern zum titelgebenden „Erdsegen“, die den arbeitsamen Knecht „zum Aufjauchzen“ bringt, unterstreicht das dichte Zusammenwirken von Bauerntum und Katholizismus.

Und dieser Erdgeruch! Dieser köstliche Erdgeruch! Das haucht einem so frisch und kühl, so erdharzig ins Gesicht! Ich möchte dirs beschreiben und kann nicht. Als ob man von Rheinwein ganz leicht berauscht wäre, so herzlich mutet das an, so herzlich und urstärkend, wenn Erdsegen aufsteigt. – Dieser Lebenhauch, ich habe bisher keine Ahnung ihm gehabt. Zum Aufjauchzen, so froh!<sup>366</sup>

In *Erdsegen* wird also das durch die anderen Diskursbeiträge untermauerte Bild einer durchwegs religiösen Landbevölkerung gezeigt, dem der anfangs säkularisierte Stadtmensch gegenübersteht.

### **3.2.4. Kunst und Kultur**

Der Maler Eugen Oswaldt dient in *Victoria* exemplarisch für den Typus eines Künstlers.

---

<sup>364</sup> Rosegger, (1928), S. 49.

<sup>365</sup> Rosegger, (1928), S. 139.

<sup>366</sup> Rosegger (1928), S. 138.

Im Lauf des Romans werden durch ihn und um ihn verschiedene Diskurspositionen zu Kunst und Kultur auffindbar.

Zu Beginn wird er mit einem „Gemisch aus Nonchalance und Geschniegeltheit“ beschrieben, stark parfümiert und mit „übertriebener Eleganz“ auftretend.<sup>367</sup> Im weiteren Verlauf fallen die Attribute „kühl“, „Dandy“, „Gleichgültigkeit“<sup>368</sup> und auch „blasiert“<sup>369</sup>. Allerdings wird gleich eingangs attestiert, dass „ein Strahl echter Begeisterung“ für die Kunst aus seinen Augen blitzt.<sup>370</sup>

Sein Mäzen und Schwiegervater in spe, Field, sieht die Kunst nur als Mittel, seinen Besitz zu vermehren. Er hat an seinem zukünftigen Schwiegersohn wirtschaftliche Interessen und bewundert an ihm besonders seine „seltene Bildungsfähigkeit, seine Gabe der Anpassung“<sup>371</sup>. Im Gespräch mit Riehl sagt er über den Maler:

Er wird, unter der hohen Aristokratie lebend, sich vollständig zum Weltmann umformen und in den Zauberbann des daselbst dominierenden Geschmacks gezogen werden. Er wird erfahren, was diesen Kreisen am besten behagt, was dort gefällt, und dies wird fortan seine Richtung sein. [...] Er soll dem Zeitgeiste Rechnung tragen und Dasjenige malen, was in Mode ist, was man kauft und bezahlt.<sup>372</sup>

In der Perspektive des Kapitalisten Field wird somit auch das Kunstwerk zur Ware, der beliebige, austauschbare Geschmack der Masse ist dabei kein Hindernis. Riehl hat Einwände bezüglich der Individualität des Künstlers und der „Geschmacksverwilderung“ des Zeitgeistes, die sein Gegenüber nicht zu berühren scheinen.<sup>373</sup> Field ist außerdem der Ansicht, dass ein Künstler sich nur in Reichtum und Überfluss weiterbilden könne, was durch seinen Einfluss auch zu Oswaldts Credo wird, wenn auch nur vorübergehend.<sup>374</sup> Denn nach einigen Tagen im abgeschiedenen Haus des Hegers fasst Oswaldt den Entschluss, einen Brief an seine Verlobte mit folgendem Inhalt zu schreiben:

Wie er sich von dieser Waldeinsamkeit, dieser ursprünglichen Natur künstlerisch angeregt fühle, wie der Zauber, den sie athme, ihm in's Blut übergehe, in ihm lebendig sei. Wie er mit all seinen Sinnen erfasse, was ihm bisher verschlossen geblieben, und wie ihn diese Erkenntniß beselige.

---

<sup>367</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 43.

<sup>368</sup> alle: Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 44.

<sup>369</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 45.

<sup>370</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 45.

<sup>371</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 58.

<sup>372</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 58 - 59.

<sup>373</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 59.

<sup>374</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 102.

Eine schöpferische Kraft sei ihm erstanden, so daß er sagen dürfe, hier sei er erst dem innersten Wesen der Kunst nahe getreten, und mit dem erhöhten Wollen sei ihm auch erhöhtes Können geworden.<sup>375</sup>

Der Brief, den er tatsächlich schreibt, fällt aber kurz und nüchtern aus, da ihm, „wie den meisten Malern“ die Feder ein „unheimliches Ding“ sei: „Nichts dünkte ihm eine größere Pein und Anstrengung, als einen Brief zu schreiben [...]“<sup>376</sup> Nachdem er einige Floskeln aneinanderreihet und sich nach dem Wohlbefinden Hannas und ihrer Familie erkundigt, kuvertiert er den Brief „mit dem behaglichen Gefühl, eine schwierige Aufgabe glücklich gelöst zu haben“<sup>377</sup>. Franzel, die ihn den ganzen Tag davor und in den Träumen der Nacht darauf beschäftigt, findet nur als „Magd“ des Hegers im Brief Erwähnung.

Es ist fraglich, inwiefern Kautsky mit dieser Beschreibung des Verhältnisses zwischen Malerei und Schrifttum etwas über schreibfaule, mit alltäglichen Arbeiten überforderte Künstler sagt,<sup>378</sup> oder ob es sich um unzuverlässiges Erzählen im Stile eines Stream Of Consciousness handelt, in welchem die Gedanken, die Ausflüchte Oswaldts, seiner Verlobten nicht von einem anderen Mädchen vorschwärmen zu wollen, sich niederschlagen.

Ein ganz anderer Brief gelingt Oswaldt nämlich sehr gut: jener an seinen Mäzen Field, der ihm Vorwürfe macht, da er den geplanten Besuch beim Fürsten Schwanda in Böhmen verabsäumt hat:

Er wollte ihm bedeuten, daß er durchaus nicht müßig gehe, wenn er auch im Augenblick nicht für den Erwerb arbeite. Für jeden Künstler kommen Augenblicke, wo er an nichts denke, als sich selbst durch seine Arbeiten zu erfreuen und zu erquicken, und was er da schaffe, sei oft sein Bestes, sein Eigenstes. Er setzte sich hin und schrieb ohne Zögern; die Worte flossen ihm in die Feder.<sup>379</sup>

Bei Oswaldts Rückkehr nach Wien unternimmt Field noch einmal einen Versuch, diesem die Position eines Künstlers, nach seiner Auffassung, klar zu machen. Er erklärt

---

<sup>375</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 137.

<sup>376</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 130.

<sup>377</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 138.

<sup>378</sup> vgl. folgendes Zitat: „Bei echten Künstlernaturen, wo die nervöse Energie stets auf das Innerliche, auf ein Schaffen und Gestalten gerichtet ist, findet man häufig eine gewisse Lässigkeit, ja Untüchtigkeit ihrer äußeren Lebenslage gegenüber, die sie fast immer in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihrer praktischeren Umgebung bringt. Sie fühlen sich somit Denjenigen, welche die Sorge für ihr äußerliches Wohlbefinden und ihre Behaglichkeit übernehmen, unendlich verpflichtet, und in keinem anderen Stande werden Ehen aus Dankbarkeit so häufig geschlossen, wie unter Künstlern.“ Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 82.

<sup>379</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 153.

ihm, dass die Teilnahme am Gesellschaftsleben und die Persönlichkeit des Künstlers weitaus wichtiger seien als dessen Kunstfertigkeit – zumindest, wenn es darum gehe, mit der Kunst Geld zu verdienen.<sup>380</sup> Das Nichteinhalten des vereinbarten Besuchs beim Fürsten Schwanda sei darum „ein unerhörter Mißgriff“ und Oswaldt solle sich bei seinem nächsten Auftrag, der künstlerischen Gestaltung einer Wohltätigkeitsveranstaltung, nicht „abermals spröde“ verhalten.<sup>381</sup> Hier wird nochmals der Kunstbegriff Fields unterstrichen: Wie alles in seinem Leben werden auch Kunstwerke nur durch ihren Warenwert charakterisiert – der Schwiegersohn muss sich ebenfalls in die finanziellen Vorstellungen einfügen, da er sonst seine Daseinsberechtigung verliert. Oswaldt erwidert, er sei in dieser letzten Zeit in Kaltenbach, in der er kein Geld verdient habe, erst „zum Künstler gereift“ und sein „Anempfindungs- und Gestaltungsvermögen“ habe sich positiv entwickelt.<sup>382</sup> Oswaldt bedient also zu Beginn des Romans das Klischee eines blasierten, gefallsüchtigen Dandys, ist aber nach seinem Aufenthalt in der Enge und der Suche nach Franzel verändert. Folgende Textstelle fasst dies zusammen:

Aber nun war ihm eine Kraft erstanden, die umgestaltend nach Innen und Außen wirkte und ihn das Entwürdigende seiner bisherigen Situation erkennen ließ. [...] Er wolle als Künstler sich Geltung verschaffen, einzig durch sein Talent, nicht durch Konnektionen und Protektionen, die ihm jetzt verhaßt waren. Der unbekümmerte leichtfertige Jüngling war zum Manne gereift.<sup>383</sup>

Ganz am Schluss, als Oswaldt bereits Ruhm erntet und beispielsweise in London Bilder verkauft, schreibt Franzel über ihn in einem Brief an den Pecher Poldl:

Er sagt, der Künstler müsse international sein, unberührt von dem Geklatsch und der Scheelsucht seiner engen Heimath, unabhängig von jener Clique, die nach persönlichen Motiven richtet, nur dann wird er Eigenart und Selbständigkeit sich bewahren.<sup>384</sup>

Entgegen der eingangs durch Field dargestellten Prämisse, ein Künstler benötige Überfluss und gesellschaftliche Kontakte um sich zu entfalten, zeigt sich letztendlich, dass genau das Gegenteil der Fall ist – fernab vom Kunstbetrieb, in der Einöde und unter schlichten Verhältnissen, reift Oswaldt zum Meister. Dies widerspricht nicht nur

---

<sup>380</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 21.

<sup>381</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 21.

<sup>382</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 22.

<sup>383</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 82.

<sup>384</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 126.

der Theorie Fields, sondern auch jener von Tönnies, der die Meinung vertritt, nur in den Städten komme – durch den Gemeinschaftsgedanken der Handwerks Gilde – wahre Kunst zustande<sup>385</sup>.

Die andere Figur in *Victoria*, die sich für Kunst und Kultur begeistert, ist der Pecher Poldl. Auch er lebt abgeschieden und bescheiden („ein winziger ärmlicher Besitz“<sup>386</sup>). Gemeinsam mit dem Maler, dem er auch freundschaftlich verbunden ist, genießt er die Schönheit der Natur.<sup>387</sup> Die vielseitige musikalische Begabung des Pechers wird mehrmals erwähnt<sup>388</sup>, ebenso seine Versuche, in anderen Musikanten den Sinn für klassische Musik zu erwecken<sup>389</sup>. Gleichzeitig fungiert er als Dirigent der zusammengewürfelten Kapelle im Wirtshaus „Zum Grünen Anger“:

Die freiwillige Musikkapelle spielte unermüdlich ihre niederösterreichischen „Tanz“. Der Pecher Poldl blies stehend das Waldhorn und takirte zugleich mit dem Kopfe, mit den Füßen, mit dem ganzen Körper. Es lag eine absichtliche Drollerie in diesem Eifer, der ganz dazu angethan war, die lustige Stimmung zu erhöhen.<sup>390</sup>

Der naturverbundene, antikapitalistische Freidenker Poldl wird somit gleichsam zum Kulturvermittler im ländlichen Raum, auch wenn er weniger für die Hochkultur, sondern eher für „urwüchsige“<sup>391</sup> Bedürfnisse zuständig ist, denen jedoch ProletarierInnen und BürgerInnen gleichermaßen erliegen<sup>392</sup>. Bei beiden Figuren, Oswaldt und Poldl, gehen Kunst und Natur Hand in Hand.

In *Erdsegen* hingegen erfahren wir sehr wenig über das Verständnis von Kunst und Kultur in der Provinz. Die Religion, so scheint es, nimmt diesen Platz ein. Sobald die Rede von kulturellen Ereignissen ist, beruhen diese auf religiösen Grundlagen. Die Oster- und die Pfingstfeierlichkeiten etwa, die mit Orgelmusik und Volkstänzen ausgeschmückt werden, lassen den Schluss zu, dass die Kirche als Kulturträger dient. Ohne religiöse Begründung bestünde scheinbar gar kein Anlass zu singen. Ausnahmen sind gelegentliche Volkslieder, etwa über die Jagd. Eine generell misstrauische Einstellung der Landbevölkerung zu Büchern und Zeitungen drückt ebenfalls eine gewisse Kulturferne aus.

---

<sup>385</sup> Tönnies (1935), S. 38.

<sup>386</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 47.

<sup>387</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 50.

<sup>388</sup> z.B. hier: Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 47.

<sup>389</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 80.

<sup>390</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 85.

<sup>391</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 91.

<sup>392</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 91 – 92.

Trautendorffer erwähnt in Briefen an seine städtischen Bekannten Werke wie die „Sixtinische Kapelle“ oder Theatervorstellungen in Graz, und beklagt sich auch darüber, am Land von jenen kunstvollen Dingen so weit entfernt zu sein. Der Kunstbegriff wird bei Rosegger eindeutig mehr mit der Metropole als der Provinz verknüpft, was sich auch mit den Theorien von Simmel, Durkheim und Tönnies deckt.

### **3.3. Charakterentwicklung – in der Natur sich selbst finden**

Nach der umfassenden Betrachtung von Wirtschaft, Gesellschaft, Religion sowie Kunst und Kultur in den beiden Romanen sei im folgenden Kapitel auf die Figurenentwicklung eingegangen. In *Victoria* und *Erdsegen* gibt es einige Charaktere, die in der Natur zu sich selbst finden bzw. deren Raum für Entwicklung in Abgeschiedenheit, fernab der Zivilisation, liegt. Auch andere „Entwicklungsorte“ kommen vor, wie im folgenden Kapitel ausgeführt wird.

#### **3.3.1. Riehl**

Ein Beispiel dafür ist Konrad Riehl. Zu Beginn des Romans ist er noch Fabrikbesitzer, der durch seinen Park wandert und grübelt („alles in einem In sich versenktsein, das für äußere Vorgänge jeden Sinn verloren hat.“<sup>393</sup>). Die neu gestaltete Villa im Park möchte er als Museum gestalten und sich dort „einschließen, um von der Welt nichts mehr zu hören und zu sehen.“<sup>394</sup> Auf ebendieser Runde durch den Park fasst Riehl den Entschluss, Victoria doch zu verkaufen, wogegen er sich anfangs sträubte. Immer wieder fällt der Blick auf jenen Park und jene Villa, denen in Entscheidungssituationen wichtige Bedeutung zukommt.

Erst will Riehl sein „bon Retiro, das der Lärm der Fabrik nicht erreichte“<sup>395</sup> unbedingt behalten, muss es jedoch mit der Fabrik an Field abgeben. Beim Weiterverkauf von Victoria behält Field die Villa jedoch zurück, um sie seiner Tochter Hanna zu

---

<sup>393</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 36.

<sup>394</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 40

<sup>395</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 40.

überschreiben, was er auch tut, bevor er bankrott in der Irrenanstalt landet. Die Villa, der einzig verbleibende Besitz von Hanna und ihrer Mutter, ist – während im Dorf die Straßenschlacht zwischen einheimischen und böhmischen ArbeiterInnen tobt – sodann jener sichere Rückzugsort, wo die verwundete Franzel in einer Notoperation gerettet wird. Der Symbolcharakter der Villa im Park, die als Rückzugsort, als sicherer Hafen weitab vom Lärm der Zivilisation dargestellt wird, in dem noch dazu die Kluft zwischen den Ständen geschlossen wird, wird spätestens in dieser Rettungsaktion überdeutlich. Riehl selbst setzt sich auf „einem kleinen Flecken in Tyrol“<sup>396</sup> zur Ruhe, in einer alten Ritterburg, wo er, wie er berichtet, „selbst seinen Kohl pflanze und mit der Veredelung der Reben begonnen“<sup>397</sup> habe. Seine zuvor hoffnungslos scheinende Lage wird ihm in dieser naturnahen Umgebung wieder erträglich und die abschließende Hochzeit mit seiner alten Liebe Hanna wird durch jene Läuterung eingeleitet.

### **3.3.2. Franzel und Oswaldt / Trautendorffer**

Der Künstler Eugen Oswaldt, der eingangs blasiert und überheblich gezeichnet wird, (z.B. beim Lesen der Zeitungsmeldung über sich selbst<sup>398</sup>), verändert sich, kaum dass er sich in die Natur begibt. „Und wie er so in den sonnigen Morgen dahin schritt, kam ihm auch wieder die jugendlich sorglose Stimmung zurück, derer er sich damals erfreute.“<sup>399</sup> Auf der abgelegenen Ruine Aarenberg kommen Franzel und Oswaldt ins Gespräch.<sup>400</sup> Anders als bei ihrer ersten Begegnung in der feiernden Menge im „Grünen Anger“, wo er sich von ihrer „äußern und innern Armseligkeit verletzt“<sup>401</sup> abwendet, beginnt hier der persönliche Austausch zwischen den beiden. Zwei Tage später sucht Franzel, eben erst arbeitslos geworden, im Auftrag ihrer Tante den Maler wiederum auf, der sich mittlerweile bei der Hegerfamilie einquartiert hat, in einem abgelegenen Tal, die „Enge“ genannt:

Nachdem sie abermals eine Stunde dieses einsamen Weges zurückgelegt, wo nur brennende Kohlenmeiler die Nähe menschlicher Wesen verriethen,

---

<sup>396</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 108.

<sup>397</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 109.

<sup>398</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 102.

<sup>399</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 103.

<sup>400</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 108-112.

<sup>401</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 91.

verengte sich das Thal. Ein zarter bläulicher Rauch stieg aus einem Schornstein empor, und sie lenkte ihre Schritte dahin. Da lag das Häuschen des Hegers, so hübsch und nett, inmitten sonniger Matten.<sup>402</sup>

Nun, da Franzel die Zivilisation hinter sich lässt und in die wahrhaft idyllische Natur eindringt, ist der Weg für ihr „Erbblühen“ geebnet, was beispielsweise in der ausufernden Beschreibung des Sees angedeutet wird, an dem sie Oswaldt anschließend trifft: Ein „reizender Winkel mit dem ganzen Zauber der Bergnatur und einer kraftstrotzenden Vegetation“ sei diese Gegend, voller „auf langen hohe Stielen der Sonne entgegenstrebenden“ Blumen, der See selbst sei „traumhaft verborgen“ und die Sonne scheine „hernieder auf diese üppige Pracht, auf dieses Wachsen und Keimen, Blühen und Vergehen“<sup>403</sup>. Abgesehen von der kitschigen Erhöhung wird durch die Häufung von Vokabeln wie kraftstrotzend, üppig, keimend, wachsend eine Andeutung des bevorstehenden Ereignisses evoziert.<sup>404</sup> Die Andeutungen gipfeln in „Ein Hauch von Glück und Frieden war über diese Einsamkeit gebreitet, ein Etwas, daß das Menschenherz mit süßem Schauern erfüllt.“<sup>405</sup>

Nachdem ihre offensichtliche Avancen – zu welchen sie von ihrer Tante angestiftet wurde, obgleich ein derartiges Verhalten Franzels Wesen ganz und gar nicht entspricht – von Oswaldt abgewiesen werden, vergräbt sich Franzel buchstäblich in der Natur.

Da lag sie am Boden unter einer grünen Hülle, die sie fast vollständig verdeckte. Sie hatte mit den Händen die Gräser und Blumen ausgerauft und sich damit die Brust, die Schultern, das Gesicht verdeckt, sich Mund und Ohren damit gestopft, als wolle sie nichts mehr hören und sehen, nichts fühlen und empfinden mehr von dieser Welt. Selbst begraben hatte sie sich unter einem Blumenhügel, aber der kleine Körper zuckte darunter in nervösen Krämpfen.<sup>406</sup>

Franzel findet sofort nach ihrem Einswerden mit der Natur unverhofft Arbeit: sie unterstützt als Kindermädchen die Hegersfamilie und darf in deren Haus wohnen, demselben, in dem Oswaldt logiert, um seine Naturstudien malen zu können. Bald darauf beginnt ihre Veränderung: „So war sie, aus der tiefsten Erniedrigung gerissen, in eine reine und gesunde Atmosphäre verpflanzt, und mit dem erhöhten Lebensgefühl

---

<sup>402</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 118.

<sup>403</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 118-119.

<sup>404</sup> Vgl. Ausführungen zu „Antropomorphisierung / Natur / Wetter“ bei Kok-Ertl, Eva: Von der „zarten Frauenblüthe“ zur Genossin. In: Riesenfellner, Stefan und Ingrid Spörk (Hg.): Minna Kautsky. Beiträge zum literarischen Werk. Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1996, S. 163 – 204, hier: S. 186 - 187.

<sup>405</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 119.

<sup>406</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 122-123.

erwachte endlich auch ihr Selbstgefühl.<sup>407</sup> Die Natur, die abgeschiedene Lage, der Umgang mit freundlichen Menschen, die beginnende Freundschaft mit Oswaldt, die angenehmere Arbeit (im Vergleich zur abstumpfenden, lärmenden Schinderei in der Fabrik) bilden einen geeigneten Rahmen für Franzels Entwicklung, die rasch und allumfassend abläuft.

Mit der Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten ging ihre physische Hand in Hand. Die Luft, die Sonne, die ringsum alles so üppig erblühen ließ, zauberte Rosen auf ihre früher so blassen Wangen, die voller wurden, wie ihre ganze Gestalt, und ihre einst so heisere Stimme erhielt in dieser reinen gesunden Luft bezaubernden Wohlklang. Sie war wie eine Blume, die traurig im Schatten gestanden, und die nun der Morgen geküßt.<sup>408</sup>

Franzel zeigt alsbald Geschick und Verstand in der Arbeit bei den Hegern, sowie im Assistieren und Kritisieren mit Oswaldt. Nachdem sich die beiden verlieben und Franzel eine Weile wie vom Erdboden verschwunden scheint, kehrt sie am Schluss des Romans wie verwandelt zurück, nicht nur als Dolmetsch für die böhmischen Leiharbeiter, sondern gleich als wortgewandte Anführerin:

[...] die Franzel ließ sich nicht beirren und aufglühend, in beschwörender Innigkeit bat sie: „Laßt euch nicht aufhetzen von Denen, die ein Interesse haben mögen, Euch zu trennen, um Euch umso sicherer zu knechten. Die Tschechen sind ebenso brave Leute wie Ihr, und sie werden sich nicht gegen Euch gebrauchen lassen, glaubt mir, sie werden sich den Streikenden anschließen und dieselben Arbeitsbedingungen stellen wie Ihr!“<sup>409</sup>

Ebenso „blüht“ Oswaldt in der Natur auf. Er entwickelt sich vom blasierten Müßiggänger zum ehrgeizigen Künstler und wird in Gefühlsfragen sensibler. Bei seiner Rückreise nach Wien wird ihm dies bewusst, er strebt nicht mehr nach finanziellem Erfolg und hört verstärkt auf seine inneren Gefühle und Bedürfnisse.

Er hatte ein Mädchen kennen gelernt, das ihm freimüthig und offen jede Regung enthüllte, die in ihrer jungen Seele keimte, er hatte eine Ahnung bekommen von dem tiefen Inhalt eines weiblichen Gemüthes und wollte nun auch Diejenige auf diesen Inhalt prüfen, die seine Gattin werden sollte.<sup>410</sup>

Diese veränderte Einstellung zeigt sich auch in seinem Gespräch mit Field (Oswaldt berichtet, während der Zeit in Kaltenbach „zum Künstler gereift“ zu sein und sein

---

<sup>407</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 128.

<sup>408</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 139.

<sup>409</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 113.

<sup>410</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 19.

„Anempfindungs- und Gestaltungsvermögen“ habe sich positiv entwickelt<sup>411</sup>) oder in den Gedanken über seine Verlobte Hanna, die ihm nunmehr wie ein „Räthsel“<sup>412</sup> erscheint, da er sich ihrer Gefühle für ihn nach wie vor im Unklaren ist. Sehnsüchtig denkt er zurück an Franzel, welche „ohne Arg“ sei und in deren „klaren Augen“ Oswaldt „bis auf den Grund“ zu sehen meint.<sup>413</sup> Der augenscheinliche Mangel an wahrhaftigen Gefühlen lässt ihn zwar an seiner arrangierten Verlobung zweifeln, weshalb er Hanna zur Rede stellen will, an eine feste Verbindung mit Franzel scheint er vorerst dennoch nicht zu denken.<sup>414</sup> Nach einem klärenden Gespräch mit Hanna sinniert er gar: „War ihm draußen im Verkehr mit der Natur ein gesunder Sinn erstanden, der ihn das Hohle seiner Existenz erkennen ließ?“<sup>415</sup> Eine Zeitung mit einer weiteren Erfolgsmeldung über sich selbst wirft er zornig bei Seite. „Es war nichts mehr von jener wohlgefälligen Eitelkeit in ihm, die, vor einigen Monaten noch, bei ähnlicher Gelegenheit ihn wie einen Pfau sich brüsten ließ.“<sup>416</sup> Nach dem Zwischenaufenthalt in Wien sind Oswaldt seine Gefühle für Franzel endlich ganz klar, er fährt wieder nach Kaltenbach und küsst sie erstmals.<sup>417</sup>

Als Franzel zwischenzeitlich unauffindbar ist und Oswaldt auf der Suche nach ihr durch Kaltenbach streift, beginnt er nicht nur für sie, sondern für die gesamte ArbeiterInnenschaft dort, Sympathie zu entwickeln. Schließlich hält er während eines Empfangs bei Field den Angehörigen der Oberschicht einen wutentbrannten Vortrag über die von Not und Armut bedrohten LandproletarierInnen. Dabei fallen Parolen wie:

[...] gerade in diesen unteren Klassen ruht eine Kraft und Ursprünglichkeit, die noch ungebrochen und unverbraucht ist, der die Unnatur fremd ist [...] Und während ihre Sinne noch die Schärfe der Naturmenschen besitzen, haben Herz und Gemüth doch bereits den Geist des Jahrhunderts, den Geist der Humanität in sich aufgenommen; [...] Und so entwickelt sich hier etwas so Selbstständiges und Originelles, das die Menschheit auf's Neue befruchtet, und das für den Künstler von besonderer und höchster Bedeutung wird [...].<sup>418</sup>

---

<sup>411</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 22.

<sup>412</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 23.

<sup>413</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 23.

<sup>414</sup> „Aber dies Glück zu nehmen, wo er es fand und diese kleine, treue, selbstlose Franzel zu seiner Frau zu machen, das fiel ihm garnicht ein. Und wer durfte ihn deshalb tadeln?! Dem Manne der „besseren Gesellschaft“ sind bei der Wahl einer Gattin eben ganz andere Dinge maßgebend geworden (...).“ Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 23.

<sup>415</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 29.

<sup>416</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 30.

<sup>417</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 52.

<sup>418</sup> Kautsky, Bd. 2 (1889), S. 94.

Die Begrifflichkeit dieses Plädoyers mag verwirrend klingen, allerdings stellt es eine Zusammenfassung der vorher beschriebenen Entwicklungen dar: In der Natur entwickeln alle Menschen, ProletarierInnen wie KünstlerInnen, ein gesunde, natürliche Sicht auf sich selbst und die Welt und werden dadurch fähig, progressive Entwicklungen in Gang zu setzen.

Die Interpretation dieses Statements kann auf verschieden Art erfolgen.

So sieht beispielweise Wolfgang Quatember darin ein in der Prosa der Arbeiterbewegung verbreitetes Sujet, indem der Aufenthalt „in einer von Zivilisationsschäden noch weitgehend unberührten Umgebung immer das positive Gegenstück zu inhumanen Existenzbedingungen in den Städten“<sup>419</sup> darstellt. Wie er an der Kurzprosa von Alfons Petzold und Ferdinand Hanusch belegt, stellt die Natur, die „Freiheit der Wiesen und Felder“<sup>420</sup>, einen positiven Gegenpol zum grauen Arbeitsalltag dar, der sich in „noch nicht entfremdeter Arbeit“<sup>421</sup> manifestiert. Eine weitere Funktion sozialdemokratischer Prosa sei demnach, „Unterhaltungsbedürfnisse zu befriedigen, vom Alltag abzulenken und eine zumindest teilweise heile Welt zu konstruieren, die noch nach natürlichen Prinzipien funktioniert.“<sup>422</sup> Die klischeehaften Naturschilderungen und die damit verknüpfte Anbahnung von Liebesbeziehungen können daher als exemplarisches Symptom für diese „heile Welt“ gelten.

Stefan Riesenfellner hingegen vermutet dahinter einen Zusammenhang zwischen sozialistischer Fortschrittsideologie und Darwinismus.<sup>423</sup> Die Erschaffung einer neuen, utopischen Weltordnung sei demnach ein „natürlicher“ Prozess, Analogien zwischen natürlicher und zivilisatorischer Entwicklung lägen dementsprechend nahe. In einem Tagebucheintrag Kautskys sei beispielsweise vermerkt: „Wie Karl Darwin die Gesetze der organischen Entwicklung in d Natur erkannt hat, so hat Marx die Gesetze des Gesellschafts-Organismus erkannt und die Notwendigkeit seiner weiteren Entwicklung.“<sup>424</sup>

---

<sup>419</sup> Quatember, Wolfgang: Erzählprosa im Umfeld der österreichischen Arbeiterbewegung. Von der Arbeiterlebenserinnerung zum tendenziösen Unterhaltungsroman (1867 – 1914). Wien, Zürich: Europaverlag 1988, S. 130.

<sup>420</sup> Ebd., S. 105.

<sup>421</sup> Ebd., S. 109.

<sup>422</sup> Ebd., S. 119.

<sup>423</sup> Riesenfellner, Stefan: Invasion der Moderne. Die Arbeiterbewegung als imaginierte Modernisierungsfraktion in den Werken Minna Kautskys. In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 205 – 267. Hier: S. 224.

<sup>424</sup> IISG Kautsky-Familiennachlaß 2008, Tagebuch Minna Kautsky, 26. März (1883). Gef. bei: Michler, Werner: Die „sozialen Triebe“. In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 269 – 305, hier: S. 273.

Die Entwicklung des Protagonisten Hans Trautendorffer in *Erdsegen* und die abschließende Überwindung von Standesgrenzen weist unverkennbare Parallelen zum Werdegang Franzels oder Oswaldts in *Vicoria* auf. In einer Zukunftsvision heißt es:

Lieber Alfred, ich will schweigen, wenn wieder einmal die Frage ist, was vorzuziehen wäre, die altbäuerliche Bedürfnislosigkeit oder die moderne Kultur. Ich will schweigend zugestehen, daß die Naturprodukte erst durch die Kultur, so durch die Industrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menschen wert ist. Ich will einverstanden sein mit den zu erbauenden Brücken zwischen Land- und Stadtleben. (...) Ich bin mir bewusst geworden, daß es nur darauf ankommt, das Bauerntum der allgemeinen Entwicklung vernünftig anzugliedern. Ist dieses geschehen, dann wird eine Stadtmensch nicht erst um zwanzigtausend Kronen ein Jahr lang Landmann sein, dann tut er's umsonst, oder zahlt noch etwas drauf, weil die Kultur mitten in der Natur draußen erst den ganzen Daseinsgenuß ermöglicht. Und wenn es gelingt, altväterische Tüchtigkeit und Treue mit jungweltlicher Genußfähigkeit und Vorurteilslosigkeit zu vereinigen, dann beginnt ein erträglicheres Zeitalter.<sup>425</sup>

Hans Trautendorffer, der Protagonist, ist selbst Vorreiter einer solchen neuen Zeit. Er verkörpert die Synthese aus den beiden Standpunkten und repräsentiert somit in einem Akt der Transdifferenz „das Beste aus beiden Welten“. Der bekanntermaßen christlich-konservative Hintergrund des Autors Peter Rosegger sorgte allerdings in der Vergangenheit für völlig gegensätzliche Interpretationen, als dies bei der sozialistischen Kautsky der Fall war. Karl Wagner verortet in *Erdsegen* „radikale Momente der Fortschrittskritik.“<sup>426</sup> Reinhard Farkas attestiert Rosegger eine „nostalgische Überhöhung der traditionellen Landwirtschaft“<sup>427</sup> und nennt ihn als Teil eines „breiten zivilisationskritischen Stromes“<sup>428</sup>. Friedrich Sengle hingegen bezeichnet die Tendenzen Roseggers gar als „eindeutig zivilisationsfeindlich.“<sup>429</sup> In dieser Arbeit soll eine andere Interpretation vorgenommen werden, und zwar mittels des in Kapitel 2.4. vorgestellten Konzeptes der Transdifferenz. Dieses sieht – wie bereits erwähnt – vor, dass „Zonen der Unbestimmtheit“ existieren, in denen

---

<sup>425</sup> Rosegger (1928), S. 358 -359.

<sup>426</sup> Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991, S.375.

<sup>427</sup> Farkas, Reinhard: Von der Agrargesellschaft zur Moderne. Diagnosen, Kritik und Perspektiven Peter Roseggers. In: Österreich in Geschichte und Literatur. 54, H 2. 2010, S. 146 – 161, hier: S. 161.

<sup>428</sup> Ebd., S. 147.

<sup>429</sup> Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. In: Studium Generale. Zeitschrift für die Einheit der Wissenschaften im Zusammenhang ihrer Begriffsbildungen und Forschungsmethoden. H. 16. Göttingen, Heidelberg: Springer 1963, S. 619 – 631, hier: S. 628.

Identitätskonstrukte in Frage gestellt werden.<sup>430</sup> Diese „theoretischen Orte des Widerstands gegen sozialen Normierungsdruck“<sup>431</sup> ermöglichen neue Identitätsentwürfe und damit neue Gesellschaftskonzepte.

Genau das passiert in der „Enge“ und im „Adamshaus“: Franzel und Oswaldt treten aus dem Schatten des ihnen vorbestimmt scheinenden Lebens, ihr Individualitätskonzept löst sich von etablierten Mustern und die beiden werden somit Vorreiter einer neuen Entwicklung, in diesem Fall der Moderne.

Franzel kann als Modernitätsgewinnerin angesehen werden: Gerade durch ihre Kindheit in ärmlichen Verhältnissen bei böhmischen Pflegeeltern und die dadurch angeeignete Mehrsprachigkeit findet sie eine Anstellung als Dolmetscherin. Sodann kann sie in den Unruhen eine Vermittlerrolle einnehmen und die ProletarierInnen ein Stück weit an die Moderne heranführen. Oswaldt reift zum Künstler, indem er die Ratschläge seines Schwiegervaters in spe sowie die künstlerischen Erwartungen der ihn umgebenden Gesellschaft über Bord wirft und seinen eigenen Stil findet.

Hans Trautendorffer überdenkt seinen bisherigen Lebenswandel und seine Vorurteile, er wird körperlich gesünder und findet zum Glauben (in diesem Zusammenhang als positive Eigenschaft konnotiert). Das entlegene „Adamshaus“ stellt wiederum eine „Zone der Unbestimmtheit“ dar, in welcher der Protagonist herkömmliche binäre Zuschreibungen überwinden kann und zu einem neuen, freien Individuum wird. Der Name „Adam“ bei Rosegger kann als Analogie zum bei Kautsky erwähnten „Naturmenschen“ angesehen werden. In beiden Fällen sind die Entwicklungen der Charaktere von einem gewissen Maß an Natürlichkeit geprägt. Der konträre Hintergrund der beiden AutorInnen, der ansonsten in der Literaturgeschichte zu den erwähnten Interpretationen (fortschrittsgläubig vs. fortschrittsfeindlich) führte, spielt in Verbindung mit der Transdifferenz keine Rolle mehr.

Der große Vorteil dieser Interpretation ist, dass sie nicht auf historische und ideologische Kontexte angewiesen ist. Die oben angeführten Theorien von Riesenfellner und Quatember zu Kautsky funktionieren nur, solange sie im sozialistischen Umfeld der ArbeiterInnenprosa betrachtet werden. Die Reifung eines Künstlers ist in jenem Kontext schon schwieriger zu erklären, sie passt nicht so recht in

---

<sup>430</sup> Lösch, Klaus: Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte. In: Allolio-Näcke, Lars / Kalscheuer Britta / Manzeschke, Arne (Hrsg.): Differenzen anders denken. Frankfurt: Campus 2005, S. 26 – 49, hier: S. 33.

<sup>431</sup> Ebd., S. 40.

das ideologische Schema. Zwar solidarisiert sich Oswaldt schlussendlich mit den ProletarierInnen, aber als Held der Arbeit kann er nur unzureichend befriedigen. Auch am oben genannten Beispiel der Läuterungen Riehls und Hannas stoßen die ideologiebehafteten Interpretationsversuche an ihre Grenzen. Deren Schicksale stellen kein darwinistisches „Survival Of The Fittest“ dar, genauso wenig wie den Beginn einer utopischen Weltordnung. Auch mag eine Ritterburg in Tirol gerade noch als zivilisationsferne, natürliche Umgebung durchgehen; die neue Villa im künstlich angelegten Park, mit Fabrik, Bahnhof und allen anderen Segnungen der Zivilisation in Reichweite jedoch ist lediglich Abziehbild solcher Naturbilder. Was diese Gebäude jedoch mit dem Idyll des Tals der „Enge“ gemeinsam haben, ist ihre Funktion als „Zone der Unbestimmtheit“. Sie mögen unnatürlich, zivilisationsnah sein, bieten aber dennoch die Möglichkeit, sich darin von der Gesellschaft abzuschotten und neue Identitätskonstrukte zu entwickeln.

### **3.3.3. Mili und Paul**

Ein weiteres Beispiel für eine solche „Zone der Unbestimmtheit“ stellt in *Victoria* der Fluss dar, der durch das Dorf Kaltenbach fließt. Zwar ist der Fluss mit dem Attribut „Natur“ konnotiert, es handelt sich aber keineswegs um einen reißenden, ungebändigten Strom, sondern um ein sanft fließendes Bächlein, das zum Schwimmen und Plantschen einlädt. Außerdem erstreckt er sich inmitten der Zivilisation und ist von Häusern umgeben. Die bürgerlichen Brandhofers wohnen auf einer Seite davon, die proletarische Familie Hubers auf der anderen. Die langsame Annäherung zwischen der Bürgerstochter Mili und dem Arbeiter Paul beginnt beim Schwimmen im Bach, der die beiden Häuser trennt.<sup>432</sup> Weitere Treffen zwischen den beiden finden ebendort statt, bis ein Unglücksfall, bei dem Pauls Sohn aus erster Ehe in ebenjenes Bach stürzt, zum vereinenden Erlebnis des späteren Paares wird.<sup>433</sup>

Der Fluss als Grenze, als „Niemandland“ zwischen den beiden Häusern und den sie bewohnenden Ständen, wird dadurch zum verbindenden Element umgedeutet. Mili verliert hier ihren bürgerlichen Stolz und ihre Abscheu vor dem Proletariat, Paul reift

---

<sup>432</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 22 – 25.

<sup>433</sup> Kautsky, Bd. 1 (1889), S. 176-177.

durch den Unfall seines Sohnes zum Arbeiter- und Werkführer. Die Liebe und Heirat zwischen den beiden, die sich im Bachbett anbahnt, ermöglicht schließlich das Überwinden tradiertener Normvorstellungen und ist somit als Akt der Transdifferenz begreifbar.

### **3.5. Erweiterter Merkmalkatalog**

Betrachten wir nach abgeschlossener Textanalyse nochmals den im kulturwissenschaftlichen Teil dieser Arbeit aufgestellten Merkmalkatalog Metropole – Provinz:

	Metropole	Provinz
Erzählweise	modern	traditionell
Individuum	zerrissen	im Reinen
Gefühle	oberflächlich, blasiert, abgestumpft	wahrhaftig, „rein“
Sinneseindrücke	chaotisch	geordnet
Lebensweise	hektisch	idyllisch
Einstellung / Werte	progressiv, modern, anti-traditionell	konservativ, traditionell

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, dass diese Zuschreibungen nach eingehender Lektüre der beiden Romane nicht haltbar sind.

Das Kriterium Erzählweise stellt uns vor schier unlösbare Fragen. Sowohl bei *Victoria* als auch bei *Erdsegen* handelt es sich um Mischungen aus traditionellen und modernen (Panorama, Unzuverlässigkeit, Meta-Ebene) Erzählverfahren. Die Klassifizierung von *Erdsegen* als Briefroman legt zwar eine Einstufung als traditionell nahe, die Meta-Elemente des Romans sind jedoch auch Hinweise auf die Moderne. Die Schilderung der Provinz bei Kautsky ist von traditionellen Einschüben durchzogen, weist jedoch ebenfalls moderne Elemente auf.

Den Diskursbeiträgen aus dem kulturwissenschaftlichen Teil folgend, befindet sich das Individuum in der Großstadt in ständiger Auflösung begriffen, während es in der Provinz noch ganzheitlich und im Reinen sein müsste. Trifft dies auf die in den Romanen geschilderte Lebenswelt zu? Die Großstädter in *Victoria* werden zumindest teilweise als nervös und unruhig beschrieben. In gleichem Maß trifft dies jedoch auch

auf die Provinzbevölkerung zu, beispielsweise auf die gestressten SpinnereiarbeiterInnen. Einige wenige Figuren gelangen zu Ende dieser beiden Romane – wie beispielsweise Franzel in *Victoria* und Hans Trautendorffer in *Erdsegen* – wahrhaftig ins Reine mit sich selbst und der Welt, sie stellen aber eher die Ausnahme dar. Genauer gesagt, es sind die Figuren, die eine Transdifferenzerfahrung durchmachen.

Gefühle: Wie Kautsky in *Victoria* zeigt, sind die Gefühle der Wiener Oberschicht in hohem Maße abgestumpft. In der Provinz entstehen, zumindest teilweise, wahrhaftige Gefühle. Allerdings existieren Charaktere mit wahrhaftigen Gefühlen genauso im Bereich der Stadt (beispielsweise Hanna Field), sowie „verkommene“ Landmenschen, wie jene am Hof des Kulmbocks.

Die Sinneseindrücke sind in allen Bereichen geordnet. Das Stadtpanorama zu Beginn des zweiten Bandes von *Victoria* ist die einzige Stelle, an der chaotische Sinneseindrücke angedeutet werden, sie bleibt jedoch harmlos im Vergleich mit späteren Großstadterfahrungen wie bei Döblin.

Die hektische Lebensweise der Großstadt wird in *Victoria* geschildert, scheint aber seltsamerweise nur die Männer der Oberschicht zu betreffen, nicht aber deren Frauen, die sich in Einkaufstouren und Kaffekränzchen ergehen. In hohem Maße hektisch gestaltet sich aber auch der Alltag der Kaltenbacher FabriksarbeiterInnen. Die ländliche idyllische Lebensweise kommt in beiden Romanen vor, ist aber durch fortschreitende Technisierung und Beschleunigung in Auflösung begriffen.

Die letzte Zeile des Katalogs schließlich, die Zuschreibung konservativ / traditionell, lässt sich gar nicht mehr aufrecht erhalten. Die in der Urbanität ansässigen Figuren sind teilweise hochgradig konservativ, wie sich an den oben gezeigten Beispielen wie Standesdünkel zeigt, während die fortschrittlichen Vorreiter einer neuen, progressiven Weltordnung just in der Provinz ihre modernen Eigenschaften erhalten.

Einen wesentlicher Umstand, der in diesem Katalog berücksichtigt werden muss, stellt die sogenannte „erweiterte Urbanität“<sup>434</sup> dar, der die Dörfer Kaltenbach und Hoisendorf ausgesetzt sind: Die Provinz, nicht zuletzt durch die Eisenbahn erschlossen, ist der Metropole gar nicht mehr so unähnlich. Selbst der naturliebende Pecher gesteht ein, nicht mehr „isoliert“ von der Weltgeschichte leben zu können, die Bauern in *Erdsegen*

---

<sup>434</sup> Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur. In: Studium Generale 16 (1963), S. 619 – 631, hier: S. 629.

sind den Machenschaften der Händler von außen nach Belieben ausgesetzt. Dennoch gibt es entlegene Orte, oder, mit dem Konzept der Transdifferenz ausgedrückt „Zonen der Unbestimmtheit“, in denen das Beschauliche der Provinz möglicherweise weiter existiert. Diese Orte seien nochmals genannt: die Waldeinsamkeit der „Enge“ und des „Adamshauses“, die Ritterburg, die Villa im Park und das Flussbett. Nun gut, so wollen wir den Katalog adaptieren:

	Metropole / Provinz = erweiterter Bereich der Urbanität	Zonen der Unbestimmtheit
Erzählweise	modern	traditionell
Individuum	zerrissen	im Reinen
Gefühle	oberflächlich, blasiert, abgestumpft	wahrhaftig, „rein“
Sinneseindrücke	geordnet	geordnet
Lebensweise	hektisch	idyllisch
Einstellung / Werte	konservativ, traditionell	progressiv, modern, anti-traditionell

Auch dieser erweiterte Katalog hält der eingehenden Prüfung nicht stand.

Das Kriterium Erzählweise wurde bereits in der vorigen Version des Katalogs ad absurdum geführt. Die Stadt, die Provinz und die Zonen der Unbestimmtheit werden bei beiden AutorInnen mit den jeweils gleichen erzähltechnischen Mitteln behandelt, im Gegensatz zu Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, in denen immerhin graduelle Abstufungen zwischen den Darstellungen der Großstadt und der Provinz erkennbar werden. Handelt es sich bei den analysierten Romanen nun um Vorläufer der Großstadttromane oder Dorfgeschichten?

In den Zonen der Unbestimmtheit sind die Individuen mit sich selbst und der Welt im Reinen, ihre Identitätskonstruktion ist durch die Transdifferenzerfahrung zufriedenstellend verlaufen. Sind alle anderen Figuren deshalb automatisch in Auflösung begriffen? Wohl kaum.

In den Zonen entstehen wahrhaftige Gefühle. Allerdings existieren Charaktere mit wahrhaftigen Gefühlen im Bereich der erweiterten Urbanität (beispielsweise der taube Andreas in *Victoria*), genauso wie „verkommene“ Landmenschen (beispielsweise am Hof des Kulmbocks, der sich eigentlich in einer Zone der Unbestimmtheit befindet). Dass die Sinneseindrücke in allen Bereichen weitgehend geordnet bleiben, wurde auf den vorigen Seiten bereits geklärt.

Die hektische bzw. idyllische Lebensweise ist möglicherweise eines der wenigen Kriterien, das in unserem adaptierten Katalog noch funktioniert. In den Zonen der Unbestimmtheit – der Ritterburg, dem Flusslauf, der Waldeinsamkeit – herrscht tatsächlich eine idyllischere Lebensweise vor als im Bereich der erweiterten Urbanität. Diese Idylle muss jedoch erarbeitet werden – mit harter, körperlicher Arbeit möglicherweise, aber immerhin unter besseren Bedingungen (weniger Lärm und weniger Ausbeutung) als in der Urbanität. Solange dieser Aspekt der Arbeit die Idylle nicht trübt, bleiben diese Zuschreibungen haltbar.

Die letzte Zeile des Katalogs, die Einstellung der Figuren an den jeweiligen Standorten, wurde gegenüber der ersten Fassung umgekehrt, ist aber dennoch schwierig zu verteidigen. Nicht alle Figuren in den Zonen der Unbestimmtheit stellen sich auf die Moderne ein (Kulmbock). Ist nicht die Hegersfamilie aus *Victoria*, die in einer ebensolchen Zone der Unbestimmtheit glücklich verheiratet lebt und ihr Kind taufen lässt, immer noch als traditionell zu bezeichnen? Sind die Modernisierungstendenzen bei Trautendorffer nicht zu vorsichtig, um ihn als progressiv zu bezeichnen?

Letzten Endes muss eingestanden werden, dass die weitere Arbeit mit Katalogen wohl kaum zu zufriedenstellenden Ergebnissen führen würde, zumal mit Bezugnahme auf die Transdifferenz die Problematik solcher binärer Zuschreibungen bereits thematisiert wurde.

Es stellt sich angesichts dessen die Frage, wie um 1900 ein Großstadtdiskurs geführt werden konnte, der weiterhin auf diesen binären, im Grunde unbrauchbaren, Wertepaaren beruhte, ja diese noch zu verstärken, theoretisch zu fundieren suchte. Eine Erklärung hierfür liefert Hartmut Essler unter Bezugnahme auf Max Webers Begriffs des Idealtypus: Idealtypen seien „vereinfachende, „bereinigende“ und auf ausgewählte Gesichtspunkte zuspitzende Beschreibungen von *inhaltlichen* und *historisch-spezifischen* Zusammenhängen.“<sup>435</sup> Dabei ginge es nicht um die Darstellung der „wirklichen“ Verhältnisse, sondern darum, Zusammenhänge an einem Idealtypus pragmatisch zu veranschaulichen.

Johnston vertritt gar die Ansicht, dass die Soziologen „vor allem durch die Notwendigkeit, diesen Riß zwischen Stadt und Land zu verstehen, dazu motiviert [wurden, Anm.], die „Idealtypen“ als das künftig unentbehrliche Instrument der

---

<sup>435</sup> Essler, Hartmut: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 2: Die Konstruktion der Gesellschaft. Frankfurt / New York: Campus 2000, S. 461.

Sozialwissenschaften zu erfinden“.<sup>436</sup> Überhaupt könne Roseggers Lebenswerk als Hinweis dienen, „daß Sozialwissenschaftler wie Tönnies und Simmel einen wichtigen Bereich vernachlässigten.“ Rosegger verteidige demnach das Einzigartige und Einmalige, was durch die Hinwendung zu Idealtypen naturgemäß verdeckt bleibe.<sup>437</sup>

---

<sup>436</sup> Johnston, William M.: Peter Rosegger: ein Leben zwischen Stadt und Land, ein Jubiläum zwischen Wechsel und Dauer. In: Schmidt – Dengler, Wendelin / Wagner, Karl (Hg.): Peter Rosegger im Kontext. Wien: Böhlau 1999, S. 14 – 22. Hier: S. 19.

<sup>437</sup> Ebd., S. 22.

## 4. Zusammenfassung

Zur Zusammenfassung sei abschließend nochmals auf die eingangs formulierten Leitfragen eingegangen, sowie ein Überblick über die Arbeit gegeben.

- Welche Standpunkte zum Großstadtdiskurs gibt es um 1900?

Die erwähnten Diskursbeiträge vermitteln – bei aller Eigenständigkeit – Einigkeit im Hinblick auf einige Merkmale:

Provinzielle Gesellschaften unterscheiden sich fundamental von denen in Metropolen (Gemeinschaft vs. Gesellschaft, segmentäre vs. nicht-segmentäre Gesellschaft, Kampf gegen Natur vs. Kampf gegen Gesellschaft).

Durch die Loslösung von Traditionen entsteht in Metropolen Neues.

In den Städten herrschen mannigfaltige Sinneseindrücke vor, die das Individuum bedrohen bzw. gegen die es sich zu wappnen gilt.

Wirtschaftswachstum findet bevorzugt in Städten statt, wo auch die Bevölkerung wächst.

Städte stellen Fluchtpunkte einer Entwicklung zu „höherer“ Zivilisation dar.

- Wie wird das Leben in der Metropole bzw. der Provinz in der damaligen Literatur dargestellt? Entspricht die Darstellung des Landlebens dem Mythos der Idylle? Das Stadtleben dem Bild, das mit dem Fin de Siècle assoziiert wird? Anders formuliert: Spiegelt der Großstadtdiskurs um 1900 das in der Literatur festgehaltene Alltagsleben?

Diese Frage muss zu einem guten Teil mit einem „Nein“ beantwortet werden. Die literarischen Beiträge zeigen ein weitaus vielschichtigeres und teilweise konträres Bild der Standorte, als die auf Idealtypen beruhenden sozialen Theorien vermuten ließen. Die Tatsache, dass der Großstadtdiskurs das Alltagsleben nur bedingt widerspiegelt, wurde zur Kenntnis genommen. Von einer erweiterten Urbanität gekennzeichnet, verliert das Landleben seinen idyllischen Charakter. Das Stadtleben entspricht in den literarischen Beiträgen über weite Strecken ganz gut des von der Theorie entwickelten Bildes, wobei die Theorien wie auch die Literatur das Stadtleben an der Oberschicht fixieren und Randgruppen wie das Proletariat beinahe vollständig negieren.

- Wie werden die Charaktere an den jeweiligen Standorten gezeichnet? Werden damit Klischees be- oder entkräftet?

Das Klischee der blasierten StadtbewohnerInnen wird von beiden AutorInnen bedient. In der Darstellung der Landbevölkerung zeigt sich ein zwar vielschichtiges, dennoch klischeebeladenes Bild. Bei Rosegger gibt es kluge und dumme, ehrliche und verschlagene Bauern. Er bekräftigt damit den Stereotyp des edlen Naturmenschen, ebenso wie jenes des provinziellen Grobians. Kautsky zeigt ein breites Spektrum an Figuren, von denen jedoch die meisten schablonenhaft bleiben. Trotz der teilweise überraschenden Ergebnisse in der Darstellung der Lebensbereiche, werden im Bereich der Charakterdarstellung Klischees eher bekräftigt.

- Welche Rolle kommt der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Religion, der Kunst und Kultur an den jeweiligen Standorten zu? Existiert in einem oder mehreren dieser Bereiche tatsächlich eine scharfe Trennlinie zwischen Metropole und Provinz?

Wie im textanalytischen Teil gezeigt wurde, spielt die Wirtschaft an allen Standorten eine entscheidende Rolle. Die Arbeitsbedingungen in der Provinz gleichen sich denen in der Stadt an. Die Probleme, welche die Industrialisierung mit sich bringt, bleiben sowohl bei den ArbeiterInnen als auch bei den BäuerInnen ungelöst. An gesellschaftlichen Gefügen zeigt sich in Stadt wie Land ein sich zunehmend verbreiterndes Spektrum, wenn auch am Land „traditionelle“ Gruppierungen wie Familien noch etwas stärkeren Einfluss haben. Umgekehrt werden StadtbewohnerInnen als Gefangene ihrer jeweiligen Kreise dargestellt. Religion hat in der Stadt überhaupt keinen Einfluss mehr, am Lande schwindet er. Kunst und Kultur sind bei Kautsky eng mit der Provinz bzw. der Natur verbunden, bei Rosegger nur im Rahmen religiöser Feiern. Der rege Kulturbetrieb der Städte findet bei beiden AutorInnen Beachtung. Die scharfe Trennlinie zwischen Metropole und Provinz wird in der Literatur zunehmend aufgeweicht, während sie bei den Soziologen noch vorherrscht.

Soweit zur Beantwortung der Leitfragen. Ansonsten wurde im kulturwissenschaftlichen Teil anhand soziologischer Theorien und literarischer Erzeugnisse ein Überblick über einige Standpunkte des Großstadtdiskurses um 1900 gegeben und in die Gattungsgeschichte des Großstadttromans eingeführt. Aus diesen Beobachtungen wurde

ein Merkmalkatalog erstellt, der die Bereiche Metropole und Provinz anhand binärer Zuschreibungen zu kategorisieren versuchte. Auf die Problematik binärer Zuschreibungen wurde durch das Konzept der Transdifferenz hingewiesen.

Anhand einer Textanalyse der Romane *Victoria* von Minna Kautsky und *Erdsegen* von Peter Rosegger wurde offensichtlich, dass bereits um 1900 die dargestellte Realität einer erweiterten Urbanität eine scharfe Abgrenzung zwischen den beiden Lebenswelten Metropole und Provinz schwierig macht. Auch ein um „Zonen der Unbestimmtheit“ im Sinne der Transdifferenz erweiterter Merkmalkatalog erwies sich letztlich als unzureichend. Die Lebensbereiche Wirtschaft, Gesellschaft, Religion, Kunst und Kultur zeigten – sowohl in der Metropole, als auch in der Provinz – trotz gewisser Parallelen heterogene Ausprägungen.

Die Figurenentwicklung in Zonen der Unbestimmtheit im Rahmen der Transdifferenz konnte nachgezeichnet werden. Als konkrete Zonen der Unbestimmtheit wurden eine Ritterburg, eine Villa im Park, ein Flussbett und zwei Waldeinsamkeiten aufgefunden. Es wurde gezeigt, dass Zonen der Unbestimmtheit den Beteiligten ermöglichen, neue Identitätskonstrukte zu entwerfen und binäre Oppositionen zumindest temporär aufzuweichen.

Als weitere Erkenntnis bleibt festgehalten, dass binäre Oppositionen Diskurse zwar vereinfachen, aber letztlich die erlebte Realität unzureichend beschreiben, weshalb ein Katalog aus solchen Oppositionen zwangsläufig unzuverlässig sein muss. Dass hinter der Entwicklung solcher unhaltbarer binärer Oppositionen Machtpraktiken stecken, welche die Zwischentöne ausklammern, konnte aufgezeigt werden. Mit dem Instrument der Transdifferenz lassen sich immerhin neue Interpretationen von literarischen Werken erschließen, die nicht an historische oder ideologische Kontexte gebunden bleiben. So konnten in den beiden Romanen Parallelen in der Charakterentwicklung in naturnahen Umgebungen mithilfe der Transdifferenz, ohne Berücksichtigung der kontextualisierten Ideologie der AutorInnen, interpretiert werden.

## **5. Literaturverzeichnis**

### **5.1. Primärliteratur:**

Döblin, Alfred: Berlin Alexanderplatz [1929]. Olten: Walter 1977.

Kautsky, Minna: Victoria. 2. Bde. Zürich: Schabelitz 1889.

Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge [1910]. München: DTV 1997.

Rosegger, Peter: Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes [1901]. Leipzig: Staackmann 1928.

Stifter, Adalbert: Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben [1844].

Herausgegeben und kommentiert von Elisabeth Buxbaum. Wien: Lit Verlag 2005.

### **5.2. Sekundärliteratur**

Berking, Helmut / Löw, Martina (Hrsg.): Die Eigenlogik der Städte: Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt: Campus 2008.

Bickel, Cornelius: Ferdinand Tönnies (1855-1936). In: Kaesler, Dirk (Hg.): Klassiker der Soziologie. Bd. 1. Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München: Beck <sup>5</sup>2006, S. 114-127.

Bieniok, Majken / Mieg, Harald A. / Sundsboe, Astrid O. (Hg.): Georg Simmel und die aktuelle Stadtforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011.

Börne, Ludwig: Coopers Romane. In: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Bd. 3. Kritiken. Fragmente und Aphorismen. Stuttgart: Brodhag'sche Buchhandlung <sup>3</sup>1840, S. 21-27.

Bourdin, Alain / Eckardt, Frank / Wood, Andrew (Hg.): Die ortlose Stadt: Über die Virtualisierung des Urbanen. Bielefeld: transcript 2014.

Brix, Emil / Werkner, Patrick: Die Wiener Moderne. Ergebnisse eines Forschungsgespräches der Arbeitsgemeinschaft Wien um 1900 zum Thema „Aktualität und Moderne“. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1990.

Bublitz, Hannelore: Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Hirsland, Andrea / Keller, Reiner:

- Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse: Band I: Theorien und Methoden. Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 225-260.
- Bublitz, Hannelore: Diskursanalyse als Gesellschafts-Theorie. In: Bublitz et.al.: Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt / Main: Campus 1999.
- Clifford, James: Introduction: Partial Truths. In: Clifford, James / Marcus, George E. (Hg.): Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley: University of California Press 1986, S. 1-26.
- Corbineau-Hoffmann, Angelika: Kleine Literaturgeschichte der Großstadt. Darmstadt: Wiss. Buchgesellsch. 2003.
- Csaky, Moritz: Ethnisch-kulturelle Heterogenität und Moderne. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MCsaky1.pdf> (Zugriff am 05.06.2016)
- Dirsch, Felix: Solidarismus und Sozialethik. München: Lit 2006.
- Dünne, Jörg / Mahler, Andreas (Hg.): Handbuch Literatur und Raum. Berlin: de Gruyter 2015.
- Durkheim, Emile: Über die Teilung der sozialen Arbeit [1893]. Eingeleitet von Niklas Luhmann. Übersetzt von Ludwig Schmidts. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.
- Dusini, Arno / Wagner, Karl (Hg.): Metropole und Provinz in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Beiträge des 10. Österreichisch-Polnischen Germanistentreffens. Zirkular: Sondernummer 41. Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus 1994.
- Engel, Manfred / Lauterbach, Dorothea: Rilke-Handbuch : Leben - Werk – Wirkung. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2004.
- Engels, Friedrich: Brief an Minna Kautsky. 26. November 1885 (Auszug). Zit. nach: Steinecke, Hartmut / Wahrenburg, Fritz: Romantheorie. Texte vom Barock bis zur Gegenwart. Stuttgart: Reclam 1999, S. 382-383.
- Esser, Hartmut: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 2: Die Konstruktion der Gesellschaft. Frankfurt / New York: Campus 2000.
- Fähnders, Walter: Avantgarde und Moderne. Stuttgart: Metzler <sup>2</sup>2010.
- Farkas, Reinhard: Von der Agrargesellschaft zur Moderne. Diagnosen, Kritik und Perspektiven Peter Roseggers. In: Österreich in Geschichte und Literatur. 54, H 2. 2010, S. 146-161.
- Gerstner, Jahn: Das Labyrinth der Stadt - Irr- und Umwege als Schreibstrategie bei

- Walter Benjamin. In: Däumer, Matthias / Lickhardt, Maren et Al (Hg.): Irrwege. zu Ästhetik und Hermeneutik des Fehlgehens. Heidelberg: Universitätsverlag 2010, S. 113-132.
- Gürtler, Christa / Schmid-Bortenschlager, Christa: Eigensinn und Widerstand: Schriftstellerinnen der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 1998.
- Hallet, Wolfgang / Neumann, Birgit (Hg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn. Bielefeld: transcript 2009.
- Häußermann, Hartmut: Georg Simmel, der Stadtsoziologe. Zur Einführung. In: Bieniok / Mieg / Sundsboe (2011), S. 15-27.
- Johnston, William M.: Peter Rosegger: ein Leben zwischen Stadt und Land, ein Jubiläum zwischen Wechsel und Dauer. In: Schmidt - Dengler / Wagner (1999), S. 14-22.
- Kaiser, Joachim (Hg.): Das Buch der 1000 Bücher. Autoren, Geschichte, Inhalt und Wirkung. Dortmund: Harenberg 2002.
- Kardach, Magdalena / Płomińska-Krawiec, Ewa (Hg.): Literarische Erfahrungsräume. Zentrum und Peripherie in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt: Peter Lang 2009.
- Kemper, Jahn / Vogelpohl, Anne: Zur Konzeption kritischer Stadtforschung. Ansätze jenseits einer Eigenlogik der Städte.  
<http://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/article/view/2/69> (Abruf am 08.06.2016)
- Kiermeier-Debre, Joseph: Nachwort. In: Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. München: DTV 1997.
- Kimmich, Dorothee / Wilke, Thomas: Einführung in die Literatur der Jahrhundertwende. Darmstadt: WBG 2006.
- Klotz, Volker: Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin. München: Hanser 1969.
- Kronauer, Martin / Siebel, Walter (Hg.): Polarisierte Städte. Soziale Ungleichheit als Herausforderung für die Stadtpolitik. Frankfurt: Campus 2013.
- Kok-Ertl, Eva: Von der „zarten Frauenblüte“ zur Genossin. In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 163-204.
- Kucher, Primus-Heinz: Stadt, Provinz und Natur: Zum schwierigen Erwachen der österreichischen Prosa im frühen 19. Jahrhundert. In: Dusini/Wagner (1994), S. 47-

- Krysztofiak, Maria: Das Spannungsfeld von Großstadt und Provinz in Rilkes *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. In: Dusini / Wagner (1994), S.129-138.
- Lauterbach, Dorothea: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. In: Engel / Lauterbach (2004), S. 318-332.
- Lindner, Rolf: Georg Simmel, die Großstadt und das Geistesleben. In: Bieniok / Mieig / Sundsboe (2011), S. 29-37.
- Lösch, Klaus: Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte. In: Allolio-Näcke, Lars / Kalscheuer Britta / Manzeschke, Arne (Hrsg.): Differenzen anders denken. Frankfurt: Campus 2005, S. 26-49.
- Marggraf, Hermann: Die Entwicklung des deutschen Romans, besonders in der Gegenwart. In: Deutsche Monatsschrift für Litteratur und öffentliches Leben. Jg. 1844. Bd. 2. H. 8, S. 97-116.
- Michler, Werner: Die „sozialen Triebe“. In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 269-305.
- Muschg, Walter: Nachwort des Herausgebers. In: Döblin, Alfred: Berlin Alexanderplatz. Olten: Walter 1977.
- Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart: Metzler 2008.
- Öhlschläger, Claudia: Das punctum der Moderne. Feuilletonistische und fotografische Städtebilder der späten 1920er und frühen 1930er Jahre. In: Zeitschrift für Germanistik, Vol. 22, (2012), S. 540 -557.
- Opielka, Michael: Gemeinschaft in Gesellschaft: Soziologie nach Hegel und Parsons. Wiesbaden: VS 2004.
- Pimingstorfer, Christa: Zwischen Beruf und Liebe. Minna Kautsky und Lou Andreas-Salomè im Vergleich. In: Klugsberger, Theresia / Gürtler, Christa / Schmid-Bortenschlager, Sigrid (Hg.): Schwierige Verhältnisse. Liebe und Sexualität in der Frauenliteratur um 1900. Stuttgart: Akademischer Verlag 1992, S. 43-56.
- Quatember, Wolfgang: Erzählprosa im Umfeld der österreichischen Arbeiterbewegung. Von der Arbeiterlebenserinnerung zum tendenziösen Unterhaltungsroman (1867-1914). Wien, Zürich: Europaverlag 1988.
- Rawls, Anne W.: Durkheims Theorie der Moderne: Selbstregulierende Praktiken als konstitutive Ordnung sozialer und moralischer Tatsachen. In: Bogusz, Tanja / Delitz, Heike: Émile Durkheim. Soziologie – Ethnologie – Philosophie. Frankfurt / New

- York: Campus 2013, S. 559-576.
- Renzi, Luca: Wahrnehmung und Bild der Großstadt Von Benjamins Städtebildern und den 'Berliner Texten' bis Döblins Berlin Alexanderplatz. In: Derekh Judaica Urbinatensia, 0 (2002), S. 58-75.
- Riesenfellner, Stefan und Ingrid Spörk (Hg.): Minna Kautsky. Beiträge zum literarischen Werk. Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1996.
- Riesenfellner, Stefan: Invasion der Moderne. Die Arbeiterbewegung als imaginierte Modernisierungsfraktion in den Werken Minna Kautskys. In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 205-267.
- Riesenfellner, Stefan: Minna Kautskys politische Tendenzliteratur zwischen Marxismus, Darwinismus und Feminismus. In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 1-27.
- Riesenfellner, Stefan: Zerrspiegel / Vexierbilder. „Proletarische“ und bürgerliche Kultur im Sozialroman "Victoria". In: Riesenfellner / Spörk (1996), S. 307-330.
- Schmidt – Dengler, Wendelin / Wagner, Karl (Hg.): Peter Rosegger im Kontext. Wien: Böhlau 1999.
- Schneidereit, Nele: Die Dialektik von Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe einer kritischen Sozialphilosophie. Berlin: Akademie Verlag 2010.
- Sengle, Friedrich: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur. In: Studium Generale 16 (1963), S. 619-631.
- Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben [1903]. In: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart: K.F. Koehler Verlag 1957.
- Simmel, Georg: Philosophie des Geldes. Berlin: Duncker & Humblot 1900.
- Steinecke, Hartmut: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München: Fink 1987.
- Teuteberg, Hans-Jürgen: Die Explosion der Städte im 19. Jahrhundert und ihre Folgen. In: Die Stadt als Kultur- und Lebensraum: Vorträge im Wintersemester 1990/91. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg im Wintersemester 1990/91. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1991, S. 67-82.
- Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft [1887]. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Leipzig: Hans Buske Verlag <sup>8</sup>1935.
- Ungenannter Verfasser: Die Wiener Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten. Eine demographische Studie des Statistischen Amtes.

[http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20010618\\_OT0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20010618_OT0047/die-wiener-bevoelkerung-in-den-letzten-jahrhunderten) (Zugriff am 04.06.2016).

Vester, Heinz-Günter: Kompendium der Soziologie II: Die Klassiker. Wiesbaden: VS 2009.

Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Niemeyer 1991.

Wagner, Karl: Roseggers Räume. In: Die Kunst ist frei, also sei es auch die Kritik. Beiträge zum Symposium Peter Rosegger 2013. Arbeiten der Steiermärkischen Landesbibliothek, Bd. 38. Graz: St. Landesbibliothek 2015, S. 215-249.

Wagner, Karl: Rosegger und die Dialektik der Gegenaufklärung. In: In: Schmidt – Dengler / Wagner (1999), S. 186-203.

Welsch, Wolfgang:(1997). Transkulturalität: Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Schneider, Irmela / Thompson, Christian W. (Hg.): *Hybridkultur: Medien, Netze, Künste*. Köln: Wienand 1997, S. 67-90.

Won Lim, Suk: Die Allegorie ist die Armatur der Moderne: Zum Wechselverhältnis von Allegoriebegriff und Medientheorie bei Walter Benjamin. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.

## Abstract

Die Arbeit besteht aus einem kulturwissenschaftlichen und einem textanalytischen Teil.

Im kulturwissenschaftlichen Teil werden verschiedene Positionen des Großstadtdiskurses um 1900 einander gegenübergestellt. Anhand der unterschiedlichen Theorien wird ein Merkmalkatalog von Eigenschaften erstellt, welche für Metropole und Provinz charakteristisch scheinen. Um die kontrastive Behandlung des Themenkomplexes Metropole – Provinz differenzierter zu gestalten, wird auf das Konzept der Transdifferenz eingegangen.

Im zweiten, textanalytischen, Teil wird anhand ausgewählter literarischer Werke aus der Zeit um 1900 – der Romane *Erdsegen* [1900] von Peter Rosegger und *Victoria* [1889] von Minna Kautsky – untersucht, inwiefern sich der Großstadtdiskurs in der Literatur niederschlägt bzw. wie Metropole und Provinz literarisch abgebildet werden. Anhand dieser Analyse wird festgestellt, dass der Merkmalkatalog unbrauchbar ist, da die Standorte Metropole und Provinz sich binären Zuschreibungen entziehen. Charakterentwicklung im Kontext der Transdifferenz wird veranschaulicht.

## **Abstract**

This diploma thesis consists of a cultural studies part and a text analytical part.

In the cultural studies part different positions of the metropolitan discourse in the period around 1900 are compared with each other. Using those different theories, a catalogue of properties, which seem characteristic to metropolitan and provincial areas, is created. To add nuances to that contrastive treatment of the subject metropolitan – provincial area the concept of transdifference is used.

The second, text analytical, part is based on selected literary works from the period around 1900 – the novels *Erdsegen* [1900] by Peter Rosegger and *Victoria* [1889] by Minna Kautsky – and examines how the metropolitan discourse is reflected in the literature. Based on this analysis, it is determined that the catalog of properties is unsuitable because the locations metropolis and province evade binary attributions. Character development in the context of transdifference is shown.